Boston Medical Library
in the Francis A. Countway
Library of Medicine ~ *Boston*

# J. C. Lavater's

# Physiognomik.

Zur Beförderung

der

## Menschenkenntniß und Menschenliebe.

Vervollständigte neue Auflage

der

verkürzt herausgegebenen physiognomischen Fragmente.

(Im Einverständnisse mit dem Verleger.)

**Vierter Band.**

Wien, 1829.

Druck und Verlag von J. P. Sollinger.

Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
Open Knowledge Commons and Harvard Medical School

http://www.archive.org/details/physiognomikzurb04lava

# I.

# Allerley.

## Zweyte Abtheilung.

### 118.

Dasselbe Gesicht kleinlich behandelt; man wollte es adouciren, und entkräftete es. Die Stirn ist viel weniger bedeutend, viel beschränkter, als die vorige; das Auge hat dadurch, daß man es mehr öffnete, von seiner Genialität sehr viel verloren. Dennoch war nicht aller Charakter des großen Mannes zu verwischen. Besonders bitte ich auch auf die Schweifung von der Nase gegen den Mund herab, und alle damit verbundenen Falten zu merken. Es ist gleich unglaublich und gewiß, daß auf diese Falten unbeschreiblich viel der entscheidendsten Expression ruhet. Das Ende des Mundes auf der rechten Seite ist hier zwar so schülerhaft wie möglich gezeichnet; dennoch schimmert ein Geist, wenn ich sagen dürfte, eine Onction durch, die mich versichert, daß das Original von der Physiognomik canonisirt worden wäre.

### 119.

Augenumrisse nach Le Brün.

a) Fade, leer und unnatürlich, die obere Linie mag zum Augendeckel gehören, oder die Augenbraue vorstellen.

b) Schrecken mit Zorn ohne Kraft. Wo die Augenwinkel so stumpf sind, ist diese Krümmung der Augenbrauen unmöglich, so wenig als eine so breite knöcherne Nase.

c) Schrecken mit Abscheu und Wuth; aber nur überhaupt und nicht genau.

120.

a) Augen, die nie zum Denken kommen können. Erste Grundlinie des gedankenloseſten Anſtaunens. Augen, die nichts nehmen und nichts geben.

b) Convulſiviſche Wuth mit Kraftaffectation ohne Kraft.

c) Dumme mit Schmerz vermiſchte Andacht.

121.

a) Auge eines Cholerikers, voll Muth und thätiger Entſchloſſenheit.

b) Weniger muthig, aber weiſer, weniger entſchloſſen, aber überlegender; doch iſt der Augenwinkel zu dieſem langen Auge zu kurz, und die untere Schweifung der obern nicht convenient, auch nicht übereinſtimmend mit der Augenbraue.

122.

a) Noch genialiſcher als das vorhergehende, aber der Augenwinkel abermahls zu ſtumpf, und der Umriß des untern Augenlieds unwahr. Dieß Auge durchſchaut den Menſchen. Es iſt das Auge eines natürlichen Beobachters der Menſchheit und eines gebornen Helden.

b) Weniger genialiſch. Der untere Umriß abermahl ſchwankend und unbedeutend. Ein ſanguiniſch-phlegmatiſches Auge; etwas ſchmachtend, das Ganze mehr überſchauend, als das Detail bemerkend; Kleines verachtend; Alles mehr überhaupt behandelnd.

123.

Augen und Augenbrauen eines klugen, feſten, thätigen Cholerikers, der nicht zaudern kann, und Unentſchloſſenheit haßt; wenn ich ſo ſagen darf, Elephantenliſt und Löwenmuth mit einander vereinigt; beſonders, der untere Theil des Geſichtes hat etwas Löwiſches. Die Naſe verbindet Muth und Klugheit. Das Auge iſt tief und ſieht tief. Alle Falten um dasſelbe ſind der Klugheit und Bravheit günſtig, am meiſten aber die Augenbrauen.

# Beylagen.

## Von Nasen, Mund und Kinn.

124.

Nicht alle aufgeworfenen Nasen sind von Thoren; aber, wenn sie in diesem Grade aufgeworfen, die Nasenlöcher so klein sind, die Ohren obenher so abgekürzt, die Winkel des Mundes so herabgezogen, das obere Augenlied so kaum sichtbar bey dieser Kleinheit der Augen, und bey diesem allem das Kinn einen so beträchtlichen Theil des Gesichtes ausmacht, da kann man, ohne Unrecht zu thun, auf natürliche Dummheit von gutmüthiger Art Rechnung machen.

125.

Wo solche Nasen, da spitzes Kinn; wo spitze Nasen und spitze Kinn, selten oder nie große Lippen, und immer sehr markirte Züge von der Nase zum Munde. Wie schalkhaft sprechend ist dieser Zug in dem Voltaireschen Profile! Der obere Theil der Nase bis an den Knopf ist sehr geistreich, das Ende, oder der Knopf selbst verliert. In dem Munde ist äußerst viel Witz und boshaft-schalkhafte Laune, mit Eitelkeit und Vergnügen am Gelde, sichtbar.

126.

Einer der reichhaltigsten, elegantesten, denkendsten Vielwisser, zum Cabinettsmann, zur Feder, zum Prüfen, Vergleichen, Sentiren der Wahrheit gebildet; ein Genie der Wahrnehmung. Es schafft nicht, aber hat Sinn für alles Erschaffene, besonders für das, was nur erschaffen werden kann. Keine musaische Geistesarbeit wird je von ihm als genialisch taxirt werden. Ganz wahr ist die Stirn nicht, sie ist schwächer, als im Original; die Hauptform ist wahr, doch sehr kleine, aber sehr viel bedeutende Nuancen fehlen. Nebst dem für Klugheit, Geschmack und Talente zu lernen lautsprechenden Untertheile des Gesichtes, ist der ganze Umriß und Cha-

rakter der Nase besonders für alles, was wir so eben sagten, äußerst entscheidend.

127.

Dieß Gesicht ist durch die Augenbrauen sowohl, als die Nase, den Mund und die ganze Form charakteristisch. Die Augen sind es, vermuthlich durch Mißzeichnung, am wenigsten. Solche bestimmte, charakteristische Augenbrauen erfordern bestimmtere, charakteristische Augen. Alles Übrige, selbst die Augen, nur diese nicht genug, zeigen einen klugen, festen, penetranten Cabinettsmann, viel derber, quadrater, unbeweglicher, durchsetzender, wenn ich so sagen darf, beinerner, als der, den wir eben betrachtet. Es ist weniger ein eigentlich großer, als sehr gescheider aushorchender, prüfender, unbetriegbarer, alles leicht und sicher combinirender Mann. Es ist keine große, aber eine zu praktischer Klugheit sehr reglirte Gesichtsform. Von diesem Charakter ist das Ganze, ist die Stirn, die Nase, der Mund.

128.

Eins der originellsten, productivsten, geistreichsten Gesichter, die mir je vor's Auge gekommen sind. Freylich nur Gerippe; dennoch welch ein Geist! welche Kraft! welche Lebendigkeit! welche Penetranz! Ich habe noch kein Auge mit so breiten Deckeln, solcher Schweifung, solcher Offenheit, solchen Environs, gesehen; keine Nase von dieser Prägnanz; keinen Mund so beschlossen, so gelippt, so geschweift; kein so gebrochenes Kinn, wo alles so harmonisch, so Eins, so Eine Kühnheit, Geistigkeit, Reichhaltigkeit zu seyn schien. Man sieht die Stirne nicht, aber ihre Höhe, ihre Lage und Form läßt sich denken. Alles zeugt von einer erstaunenswürdigen, unerschöpflich-productiven Imagination; Alles hat das Gepräge genialischer Kühnheit, und wagsamer Entschlossenheit. Alles ist fest und bestimmt, undulirt, nuancirt; auch das Haar, der Grad seiner Dichtigkeit und sein Wurf, hat den Charakter leichter schwebender Erfindsamkeit, und doch ist dieß

ganze Gesicht, wie gesagt, nur wie von Draht. Welch ein tausendfach sprechender Geist, welche kräftige Activität muß das lebende Urbild begeistert haben!

129.

Ein steinernes Gesicht; eine gypserne Nase, ohne Undulation und Nuance; Täuschung von Größe, ohne Elasticität; von Sanftmuth, ohne Liebe; von Aufmerksamkeit, ohne Theilnehmung. So Steinernes bildet die Natur nichts. Dennoch hat das Gesicht etwas Raphael'sches; der Zeichner wollte etwas Einfaches und Großes machen, vermied alles Kleinliche, Faltige, und ward leer statt einfach; wollte ein kräftiges Gesicht machen, und machte ein innerlich hartes. Das Ganze macht den Eindruck einer staunenden mit Furcht und Angst vermischten Betäubtheit. Mund und Kinn sind noch das Natürlichste und Weiblichste im ganzen Gesichte.

130.

Alle Nasen können, wenn man will, unter drey Hauptclassen gebracht werden. a) Die, deren unterer Theil das Nasenloch, sammt dem untersten äußern Umrisse, als horizontal geachtet werden kann; diese sind die schönsten, edelsten, geistigsten, aber sehr selten.

b) Die, wo dieser untere Umriß sammt dem Nasenloch aufwärts geht; diese sind gemeiniglich oben bey der Wurzel hohler, als unsere vorliegende, wo das Nasenloch unrichtig, und der äußere Umriß sehr edel ist.

c) Vorne niedersinkende Nase; meistens zur Melancholie geneigt, selten wenigstens ohne Zusatz oder Anlage von Melancholie; selten ohne Witz, Satyre, Geist.

d) Eine knorpelige, nuancirte, kuge, determinirte, kraftvolle, cholerische Nase.

131.

Wie die Länge, das heißt, das Hervorstehen der Nase, so das Kinn. Aus der Nase läßt sich immer das Kinn, aus diesem die Nase bestimmen. Bis wir da sind, aus Einem Gliede

das andere, Einem Gesichtstheil alle zu bestimmen, sind wir immer noch im Vorhofe der Physiognomik; c. und d. sind ohne weiters die klügsten Umrisse; d. Stirn besser, als c.

a. wäre weit aus das geschеidеste, wenn der untere Theil nur etwas weniger gedehnt wäre. a. hat mehr Tiefsinn, c. mehr Geschmack, d. mehr Klugheit, b. mag Talent haben. Der Übergang von Stirn zur Nase für mich beynahe drückend-starrsinnig, kalt und geistlos.

132.

Drey sehr kluge, scharfsinnige, thätigkeitreiche Nasen; und wodurch sind sie es? Durch die Undulation und sanfte Einbeugungen des Umrisses. Die erste ist die klügste, großsinnigste, unternehmendste; sanfter, weniger cholerisch die zweyte; am wenigsten edel, doch nicht unedel, aber am feinsten und unbetriegbarsten, die dritte.

133.

Rohe Gesichtsart; viel cholerisch-sanguinische, wenig Geisteskraft, wenig Sinn und Liebe; wenig Glauben und Hoffnung. Nase und Mund entscheiden. Dennoch ist in der Nase eine Kraft der Bosheit, die nicht bloß physisch oder thierisch ist. Wie der Mund sich öffnet, so die Schwachheit (physische oder pneumatische); wie er sich breitet, so die Brutalität.

134.

Kaum läßt sich eine sanguinisch-melancholischere Nase gedenken, wie diese künstlich angesetzte; man sieht, ohne mein Erinnern, wie sehr sie zu diesem Profile paßt, und doch ist die Section vom Rest der natürlichen Nase unmerklich klein. Die Flügel jeder so gebogenen Nase, die sich so herabsenkt, müssen gegen das Auge aufwärts gehen. Das wollüstige Auge harmonirt völlig mit dieser Nase. Stirn und Auge gränzen nahe an die Narrheit des Leichtsinns und Schwersinns.

135.

So viel und so wenig ist von dem königlichen Gesichte in dieser Copie! Die bedeckte Stirn läßt sich auf der Nase, dieser

Königinn des Königes, vermuthen. Die Falte von der Nase herab ist eine tiefe Furche, die leicht zu tödtender Verachtung sich regt. Das große Auge zu dieser beinernen Nase zeigt eine Festigkeit und ein Feuer, dem nicht leicht zu widerstehen ist. Aus dem, obgleich kaum gezeichneten Munde, blickt witzreiche, schalkhafte Laune, so wie aus dem Kinn etwas Kleinliches hervor, das wohl in der Natur nicht gewesen seyn mag.

136.

Zwey unvollkommen gezeichnete Mundumrisse von sehr ungleichem Charakter. Der obere leuchtet mir als ein Mund eines feinen, klugen, geschmackvollen, beredsamen Welt- und Cabinettsmannes, der andere, als eines trocknen, festen, entschlossenen, schwerbeweglichen, gebietherischen, phlegmatisch-melancholischen Charakters ein.

137.

Drey, warum darf man nicht sagen Mäuler? Mäuler haben nur Thiere und thierartige Menschen... Warum nicht Munde? Wie wir doch armselige Sclaven der Werke unserer Hände und der Hauche unsers Mundes sind! wie wir doch immer vergessen, daß die Sprache um der Menschen, nicht der Mensch um der Sprache willen, gemacht ist? — Drey Munde will ich also wagen zu sagen, von denen der obere und untere zu Einer Classe gehören, und ungefähr von demselben Charakter sind, sanft bescheiden, friedlich, demüthig, horchsam; der mittlere hat mehr Kraft und Concentration, er achtet mehr, liebt minder, ist starrsinniger und verschlossener, als die beyden andern.

138.

Kein natürlicher Mund unter allen vieren, höchstens der zweyte, der auch allein gutmüthig, fein und verständig, zart, liebsam, edel, friedlich und ordnungliebend ist.

a. ist im Ganzen so rohbrutal, wie es möglich ist, wenn noch einige Feinheit und Schalkheit Statt haben soll.

Der obere Theil von b. hat etwas Schlaues, der untere ist roh und dumm. Die Oberlippe von d. hat etwas Gutes, die Unterlippe ist so schwach und tonlos wie möglich.

139.

Verruchte Rohheit und Sitten verachtende Bosheit. Der Stirne Naturkraft ist zu Starrsinn geworden; die Liebe ist fern gewichen von diesem Gesichte; Unempfindlichkeit ist an die Stelle des Muthes, Niederträchtigkeit an die Stelle des Heroismus getreten. Ach! durch welche Leiden mußt du geläutert werden, bis du das geworden, wozu du bestimmt bist! Das Wehthuendste ist wohl in diesem Gesicht der Ausdruck von Gefühl des Kraftmangels zu dem Quantum von Bosheit, welches er gern haben, oder zu haben affectiren möchte.

140.

Abermahls eine Larve Heinrichs IV. in verschiedener Situation. Das ist ein Mannsgesicht, dem auch die vierzigste Copie noch Geist und Größe übrig lassen mußte.

Wer kann a. oder Heinrich den Vierten, schlafend, b. todt sehen, ohne zu fühlen: Hier ist mehr als gemeiner Mensch; ruhige, feste Heldenkraft schwebt über diesem Gesichte. Es ist ein Gesalbter des Herrn, den Niemand ungerochen violiren darf.

Wenn wir c. betrachten, wie er uns im Zustande der Trunkenheit, oder völliger Verrücktheit, vorkommen würde, wo vornehmlich die beweglichen Theile, Augenlieder, und am meisten die Unterlippen, schlaff werden und sinken, so können wir auch da noch den festen Umrissen unsere Bewunderung und Ehrfurcht nicht versagen.

Der Stirn und Nase wird sich der Physiognomist immer neigen, wenn er auch den willkührlichen Verfall der musculösen Theile, deren Contrast mit den festen ihm so auffallend ist, nicht ohne Seufzen und Wehmuth betrachten kann.

Der verachtende Widerwillen, der im Munde von d. ausgedrückt, ist zwar zu fade und zu kraftlos für das große Gesicht, aber doch immer noch in einem großen Style.

# Einige Beylagen.

## Vom weiblichen Geschlechte.

141.

Die bestimmteste hauswirthliche Weiblichkeit; die Stirn ist ganz weiblich, die Nase häuslichklug, das Auge scharflauernd, der Mund gut, aber scharf genau auszirkelnd, die Undulation am Kinnbacken ist so weiblich wie möglich. Alle Falten zeigen den auf einen kleinen häuslichen Kreis ganz beschränkten Sinn.

142.

Edle, lebensfrohe, immer jungfräuliche, sanguinische, der Freundschaft fähige, unschuldige, sanftmüthige, treuherzig bescheidene, besonders im Umrisse der Nase graziöse Weiblichkeit.

143.

Mehr Kraft, Zusammengefaßtheit, großer Sinn, Lichtbedürfniß, Denkensfähigkeit, geübte Vernunft, mit der treuherzigsten und wackersten Freundschaftlichkeit und pünctlicher Ordnungsliebe vereinigt. Stirn, Augenbrauen und Auge, Nase und Mund. Alles Ein Geist, Ein Charakter.

144.

Die Stirn weniger, alles Andere mehr weiblich, als die vorigen. Stirn und Nase haben etwas Männliches, die dem sanften, frohmüthigen, edeln Sanguinismus des Übrigen einen schönen Gehalt geben.

145.

Auch in dieser Carricatur noch, welche Heldengröße; die Stirn so ganz weiblich der Form nach, so männlich doch, als es eine weibliche Stirn seyn kann. Augenbraue, Auge, Nase, Mund, Kinn: welch ein treuer, decidirter, braver, unverführbarer, edler Charakter.

146.

Gutes, mütterliches, regierungsfähiges, originelles Weib, die in sehr Vielem seyn kann, was sie will; der untere Theil

hat viel Einfalt, Kindersinn, Adel; die Stirn ist sanguinisch, das Auge sanguinisch-cholerisch, die Nase und der Mund sanguinisch-phlegmatisch.

147.

In diesem Gesicht ist mehr, als Ihr vermuthet. Ein sehr heller begriffreicher Verstand in der Stirn; erstaunlich feiner jungfräulicher Tact in der Nase, sanfte beredsame Diction im Munde und Kinn, menschenprüfende Liebe im religiösen Auge, übrigens kalten und trocknen Naturells.

148.

Die Stirn allein, das Auge allein, die Nase allein, der Mund allein, zeigt ein geistreiches, außerordentliches Weib. Wenn diese Stirn nicht leicht auffaßt, und mit einem Zusatze von Eignem wiedergibt, diese Nase nichts Ungewöhnliches hervorbringt, dieß Auge nicht Momente von Genialität hat, so thue ich auf alle physiognomische Kenntniß Verzicht.

149.

Das zu kleinliche Nasenloch und die Entferntheit der Augenbraue vom Umrisse der Stirn abgerechnet, ist das Fürstliche, Superiöre, Männliche, Feste, dennoch sehr Weibliche in diesem glücklichen, harmlosen, bonhommiereichen Gesichte nicht zu verkennen.

# II.

## Physiognomische Stellen aus Andern mit Zwischenanmerkungen des Verfassers.

### A.

### Einige physiognomische Gedanken aus einer Abhandlung im deutschen Museum.

Das Ganze der Abhandlung berühre ich vielleicht kaum. Ich hebe nur mehr einzelne, oft nur Nebengedanken aus, die ich für wichtig wahr, wichtig falsch, oder unbestimmt halte.

1.

»Man sagt: Leute mit gewölbten zugespitzten Nasen sind witzig; Leute mit Stumpfnasen eben nicht.«

Nähere Bestimmung ist hier sehr nöthig. Ohne Zeichnung ist die Bestimmung fast unmöglich. Gewölbte Nasen; gewölbt in der Länge oder Breite?

Gewölbte Nasen; wie gewölbt? das ist beynahe so unbestimmt, als wenn man von gewölbten Stirnen spricht. Alle Stirnen sind gewölbt. Unzählige Nasen sind gewölbt, der Witzigsten, der Dümmsten. Wo ist der höchste Punct der Wölbung? wo hebt sie sich an? wo läuft sie aus? wie stark ist sie?

Wahr ist es, Leute mit zarten, feinen, scharf gezeichneten, eckigen, unten spitzen, etwas gegen die Lippen niederhängenden Nasen sind witzreich, wenn sonst nichts Widersprechendes, Aufhebendes da ist. Aber umgekehrt nicht durchaus wahr:

»Leute mit Stumpfnasen eben nicht.« Mit gewissen Stumpfnasen wohl. Es gibt äußerst witzreiche Stumpfnasen, deren Witz aber freylich von ganz anderer Art ist, als der Spitznasen.

2.

»Es fragt sich: ist die gewölbte Nase« (vorausgesetzt nun einen Augenblick, daß sie Witz, und die Stumpfnase Unwitz bedeute) »ein bloßes Zeichen, daß der Mensch witzig sey, so daß sein Witz in andern uns unbekannten Ursachen seinen Grund habe? oder ist die Nase die Ursache seines Witzes?«

Ich antworte: Zeichen, Ursache und Wirkung zugleich.

Zeichen; denn sie zeiget Witz an. Sie ist unwillkührlicher Ausdruck von Witz.

Ursache; wenigstens Ursache des nicht größern, nicht geringern, nicht andersartigen Witzes; Gränzursache, Wirkung — des Geistes, der so und so ein Maß von Wirksamkeit hatte, daß unter derselben die Nase nicht kleiner bleiben, nicht größer werden, und nicht anders sich formen konnte. Nicht nur die Form als Form, sondern auch der Stoff, der die Form bildet, dessen Bildsamkeit durch seine Natur und Ingredienzien bestimmt wird, ist in Betrachtung zu ziehen. Dieser Stoff ist vielleicht der Urgrund der Form. Auf so und so ein Maß dieses gegebenen Stoffs mußte das unsterbliche, durch ihn beschränkte, Θειον im Menschen gerade nach der Empfängniß so und so wirken. Von diesem Momente begann die bestimmte Federkraft dieser Geistigkeit, so wie die Stahlfeder erst durch Einsperrung, Beschränkung, Widerstand wirksam wird.

Also ist es wahr und nicht wahr, daß wenigstens gewisse Stumpfnasen eine ewig unübersteigliche Vormauer sind, jemahls zum Witze zu gelangen. Nicht wahr; denn bevor die Nase so stumpf ausgezeichnet und umrissen ward, war die Möglichkeit nicht da, daß sie in dem gegebenen Körper, in dem gegebenen Maße, in der bestimmten Organisation, de-

ren Resultat sie ist, anders geformt würde; dem Geiste, dem Leben, dem Ich — das, der Absicht des Schöpfers nach, nicht so witzreich werden sollte, fehlte es an Spielraum, sie herauszuspitzen. Nicht sowohl also die Nase an sich ist diese Vormauer.

Wahr aber, und gewiß ist, daß gewissen Stumpfnasen ein gewisses Maß von Witz durchaus uneinpfropfbar ist, und daß sich also, jedoch mehr witzig als philosophisch, sagen läßt: »sie sey eine unübersteigliche Vormauer.«

3.

»Die Übereinstimmung der äußern Figur mit den innern Eigenschaften ist nicht die Folge des äußern Anstandes, sondern des physischen Zusammenhangs. Die Sache verhält sich also, wie Ursache und Wirkung. Mit andern Worten: die Physiognomie ist nicht bloß Bild des innern Menschen, sondern wirkende Ursache«.. (Ich sage lieber: Gränzursache.) »Bildung und Ordnung der Muskeln bestimmt die Denkart und Empfindungsart eines Menschen«... Und, ich thue hinzu: wird hinwiederum von dem Geiste des Menschen bestimmt.

4.

»Man sagt, daß eine breite, viel umfassende Stirne Tiefsinn verrathe. Natürlich! zum tiefen Denken ist der Stirnmuskel ein unentbehrliches Werkzeug. Enge zusammengeschrumpft würde er doch wohl die Dienste nicht so leisten können, als nun, da er gleichsam wie ein Segeltuch ausgespannt ist.«

Ohne dem Verfasser in Ansehung der Hauptsache zu widersprechen, füge ich nur die nähere Bestimmung bey. Wahr ist es, wenn man will, überhaupt: Je mehr Gehirn, desto mehr Geist und Erkenntnißfähigkeit. Die hirnlosesten Thiere sind die dümmsten; die weisesten die, so am meisten Hirn haben. Der Mensch, überhaupt weiser als alle Thiere, hat mehr Hirn als alle Thiere; und der Schluß scheint also, der Analogie nach, sehr richtig: die weisern Menschen müssen mehr Hirn haben, als die unwei-

fern. Allein genaue Beobachtungen lehren, daß auch dieser Satz, wenn er brauchbar wahr seyn soll, vieler Bestimmungen und Einschränkungen bedarf. Wo der Stoff und die Form des Gehirns gleich ist, da ist gewiß eine größere Masse des Gehirns Wohnplatz, Zeichen, Wirkung oder Ursache mehrerer und tieferer Erkenntnißkräfte. Also, caeteris paribus, ist eine große Gehirnmasse, mithin eine große, geräumige Stirne verständiger, als eine kleinere. Allein, wie man oft in einem kleinen wohl eingerichteten Zimmer weit bequemer ist, als im geräumigsten, so gibt es auch mannigfaltige kleine, kurze Stirnen, die weniger Gehirn haben, wenigstens zu haben scheinen, als andere, und in denen doch ein weiserer Geist bequem wohnt. Mir sind sehr kurze, schiefstehende, geradlinige (nähmlich in Vergleichung mit gewölbtern so scheinende), oder auch wohl gewölbte Stirnen die Menge bekannt, die ungleich weiser, verständiger, scharfsehender sind, als die breitesten, geräumigsten; denn deren sah ich schon sehr viele an äußerst schwachen Menschen. Ja noch viel allgemeiner scheint mir der Satz: Kurze, gedrängte, unausgespannte Stirnen sind weise und verständig. Wiewohl auch dieses, ohne nähere Bestimmung, noch lange nicht allgemein wahr wäre. Das aber ist wahr, daß gerade die großen, geräumigen Stirnen, welche, wo ich nicht irre, Galen und nach ihm Huart als Wohnplatz der vollkommensten Denkkraft angibt, die gleichsam eine Halbkugel ausmachen, gemeiniglich die allerdümmsten sind. Je mehr eine Stirne (ich rede nicht von dem ganzen Hirnschedel) der Halbkugelform nahe kömmt, desto schwächer, weibischer, denkensunfähiger ist sie; dieß sage ich nach vielfältigen Beobachtungen. Je mehr gerade Linien eine Stirne hat, mithin je weniger geräumig sie ist — denn je gewölbter, desto geräumiger, je geradliniger, desto enger — je mehr gerade Linien eine Stirne hat, ohne ganz bretähnlich zu seyn — denn vollkommene Bretähnlichkeit hebt allen Verstand auf — je mehr gerade Linien eine Stirne hat, desto mehr Verstand

und desto weniger Empfindung hat der Mensch. Es gibt aber unstreitig breite, vielumfassende Stirnen, die zum tiefen Denken vorzüglich geschickt sind, die keine geraden Linien haben; allein diese zeichnen sich sodann durch die Schweifung der Umrisse aus.

5.

Was der Verfasser von den Schwärmern sagt, bedarf wiederum vieler Bestimmung, ehe es als wahr angenommen werden kann.

»Man sagt, daß die Schwärmer gemeiniglich platte, perpendiculäre Gesichter haben.« Lieber: länglichrunde, cylindrische oder oben zugespitzte. Die Schwärmer nähmlich, die es mit Ruhe, Kälte und ihr ganzes Leben lang sind. Andere Schwärmer, das heißt, solche Menschen, die Einbildungen mit Empfindungen, Täuschung mit sinnlicher Erfahrung verwechseln, haben selten cylindrische Spitzköpfe. Die Spitzköpfe, wenn sie schwärmen, schwärmen mit Worten und Zeichen, deren Bedeutung, deren Gestalt sie nicht verstehen; sind philosophische, unpoetische Schwärmer. Die Schwärmer der Imagination oder der Empfindung haben selten platte einförmige Gesichtsbildungen.

6.

»Eigensinnige Leute haben das mit den Schwärmern gemein, daß ihre Stirnen perpendiculär sind.« Perpendicularität zeigt immer Kälte, Unelasticität, Beschränktheit; daher feste, die Standhaftigkeit, die Eigensinn, die Hartsinn, die Schwärmerey werden kann. Ganz perpendiculär und ganz null an Verstand ist Eins.

7.

»Einer jeden Geistesdisposition entspricht eine gewisse Miene oder Bewegung der Gesichtsmuskeln. Hieraus folgt, was für Mienen einem Menschen am natürlichsten und geläufigsten sind; eben die entsprechenden Geistesdispositionen werden ihm natür-

lich und geläufig seyn. Nähmlich die Gesichter sind ursprünglich so gebildet, daß dem einen die, dem andern jene Miene leichter wird. Einem Dummkopf wird es platterdings unmöglich seyn, eine scharfsinnige Miene zu machen; könnte er es, er wäre scharfsinnig; einem offenen Menschen unmöglich eine diebische Miene zu machen; könnte er es, er würde ein Dieb werden.«

Alles vortrefflich, bis auf die letzte dieser Behauptungen. Es ist kein Mensch so gut, daß er nicht unter gewissen Umständen ein Dieb werden könnte, wenigstens ist keine physische Unmöglichkeit, es zu werden, da. Er ist so organisirt, daß die Lust zu stehlen ihn anwandeln, die Versuchung ihn reizen kann. Die Möglichkeit zur Diebsmiene muß also da seyn, wie die Möglichkeit zur Dieberey. Er muß also diese Diebsmiene, wenn er sie an einem Diebe bemerkt, nachmachen können, ohne daß er deßwegen ein Dieb wird. Ganz ungleich verhält es sich, meines Bedünkens, mit der Möglichkeit gute Mienen anzunehmen. Die schlechten Mienen sind von guten Menschen immer leichter anzunehmen, als die guten Mienen von schlechten, so wie es offenbar viel leichter ist, böse zu werden, wenn man gut, als gut, wenn man böse ist. Verstand, Empfindung, Talent, Genie, Tugend, Religion, kann viel leichter verloren, als gewonnen werden. Herabsteigen kann der beste Mensch, so tief als er will, aber keiner hinaufsteigen, so hoch er will. Der Weise kann physisch ohne Wunder ein Narr, und der Tugendheld ein Bösewicht werden; aber ohne Wunder kann der geborne Dummkopf kein Philosoph, der krumme Bösewicht nicht edel und reines Herzens werden. Die alabasterweiße Schönheit kann schwarz werden und verschrumpfen; aber der Mohr kann sich nicht weiß waschen. Ich werde auch nicht ein Mohr deßwegen, weil ich mich ad imitationem schwarz färbe; und so nicht ein Dieb deßwegen, weil ich allenfalls eine Diebsmiene einem Dieb entlehne.

8.

»Der Physiognomiker darf nur untersuchen: welche Mienen werden diesem Gesicht am leichtesten? Hat er diese gefunden, so weiß er auch schon, was für Geistesdispositionen diesem Menschen gewöhnlich sind. Nicht, daß das Physiognomisiren deßwegen eine leichte Sache sey! Im Gegentheil; dieß zeigt vielmehr, wie viel Genie, wie viel Einbildungskraft und Talente sich in einem Physiognomiker vereinigen müssen. Der Mann muß nicht nur auf das achten, was er sieht, sondern auch auf das, was er in dem und dem Falle sehen würde.«

Vortrefflich! und ich thue hinzu: Wie ein Arzt entscheiden, ahnen, vormerken kann; welche Farben, Mienen, Verzerrungen aus einer gewissen Krankheit, von deren Daseyn er nun einmahl gewiß ist, entstehen müssen; so weiß der echte Physiognomiker, was jede Muskelart und jeder Stirnbau für Mienen, für Ausdrücke, für Spielungen zuläßt, nicht zuläßt, schwer oder leicht macht; und wie sich jedes gegebene Gesicht bey jedem Vorfalle falten oder nicht falten kann und wird.

9.

»Wenn ein Anfänger im Zeichnen ein Gesicht zeichnet, so wird man finden, daß dieß ordentlicher Weise ein dummes Gesicht wird; nie ein hämisches, satyrisches oder dergleichen.« (Wichtige Bemerkung!) »Sollte nicht hieraus das Wesen eines dummen Gesichtes sich abstrahiren lassen?.. O ja! denn woher rührt die Erscheinung? der Anfänger weiß keine Beziehungen hineinzubringen; seine Striche fallen ohne Verbindung hin. Was ist also ein dummes Gesicht? ein solches« (unter andern), »dessen Theile mangelhaft verbunden, dessen Muskeln mangelhaft gebildet und geordnet sind. Das Geschäft des Denkens und Empfindens, wozu sie unentbehrliche Werkzeuge sind, wird also auch nur schläfrig von Statten gehen.«

10.

»Außer den Muskeln gibt es noch eine andere Substanz am menschlichen Körper, die den Physiognomiker beschäftigt, nähmlich der Schedel, oder überhaupt die Knochen. Auch von diesen hängt die Lage der Muskeln ab. Würde wohl der Stirnmuskel die zum Denken vortheilhafte Lage haben, wenn das Stirnbein, über welches er ausgespannt ist, nicht gerade die Fläche und Wölbung hätte? Der Schedel bestimmt also durch seine Figur die Figur und Lage der Muskeln, und diese bestimmt unmittelbar die Denk- und Empfindungsart.«

11.

»So sieht es auch mit den Haaren aus, aus deren Parthien und derselben Lage unter einander geschlossen wird. Woher hat der Mohr seine Wollenhaare? aus der Dicke seiner Haut, in welcher sich bey der unaufhörlichen Ausdünstung immer mehr Partikeln ansetzen, die sie undurchsichtig machen und schwärzen. Es fällt also dem Haare schwer, durchzudringen; kaum ist es etwas vorgedrungen, so krümmt es sich schon, und hört auf zu wachsen. Das Haar richtet sich nach der Form des Schedels und nach der Lage der Muskeln. So wie diese liegen, so fällt es, und gibt dem Physiognomiker Anlaß, von ihm auf die Lage der Muskeln und so weiter zu schließen.«

Mich dünkt, unser Verfasser ist auf dem besten Wege. Der Erste, der Einzige bisher, der, meines Wissens, die Ganzheit, Zusammenstimmung, Einförmigkeit der verschiedenen Theile des menschlichen Körpers kennt und fühlt. Was er von den Haaren besonders sagt, daß auch schon aus diesen auf die Natur des Körpers, und weiter auf den Geistescharakter geschlossen werden kann, können tägliche Erfahrungen den mittelmäßigsten Beobachter lehren. Weiße, zarte, reine, flache Haare zeigen immer eine schwache, feine, reizbare, oder vielmehr schreckbare, drückbare Organisation an. Schwarze krause werden sich nie an einem sehr feinen, zarthäutigen, markichten Kopfe finden. Wie die Haare, so das Fleisch; wie

das Fleisch, so die Muskeln; wie diese, so die Nerven; wie diese, so die Knochen. Wie Eins, wie Alles von diesen, so die Kraft des Geistes zu wirken und zu leiden, zu empfangen und zu geben. Die wenigste Reizbarkeit ist immer beym kurzen, harten, krausen, schwarzen Haar; die meiste beym flachsweißen, zarten, Reizbarkeit nähmlich, ohne Federkraft. Schwerdrückend ohne Federkraft ist jenes; schwergedrückt ohne Widerstand dieses.

»Wo viele Haare, da viele Fettigkeit. Daher keine Gegenden am menschlichen Körper mit mehrern und längern Haaren bedeckt sind, als der Kopf, die Höhle unter den Achseln u. s. w. An diesen Orten, wie Withof bemerkt,« (allgemeines Magazin IV. Theil) »liegen sehr viele kleine Fettschläuche; wo keine solche, da keine Haare.«

»Aus der Elasticität der Haare ließe sich gewiß auch auf die Elasticität des Charakters schließen.«

»Die Haare sind natürliche Feuchtigkeitszeiger, und zu Feuchtigkeitsmessern nicht ungeschickt.«

»Die in kalten Gegenden wohnen, haben weißeres, und hingegen, die in heißern Gegenden wohnen, schwärzeres Haar.«

»Lionel Wafer hat beobachtet, daß die Einwohner der amerikanischen Meerenge milchfarbiges Haar haben. Grünes Haar haben wenige, außer denen, die mit Kupfer umgehen.«

In den Signalements der Spitzbuben wird man wenig weiße Haare finden; wohl aber viel dunkelbraune, auch wohl schwarze Haupthaare und weiße Augenbrauen beysammen.

»Längere Haare haben die Weiber als die Männer. Männer mit langen Haaren« (und diese langen Haare sind mehrentheils weiß; schwarze habe ich wenigstens noch keine von sonderbarer Länge gesehen) »haben immer mehr Weibisches als Männliches. Darum ist es auch einem Manne keine Ehre, wenn er lange Haare hat. Die schwarzen Haare sind härter als die hellen; so wie die Haare der Erwachsenen

härter als der Jungen. Die Alten geben diejenigen, welche hartes Haar haben, für wild aus.

Hispida membra quidem et durae per brachia setae Promittunt atrocem animum.

12.

»Da auf die Beschaffenheit der Muskeln Alles ankömmt, so ist klar, daß, was für Muskeln zu einer gewissen Art des Denkens und Empfindens hauptsächlich gebraucht werden, in denen auch der Ausdruck einer gewissen Denk- und Empfindungsart zu suchen sey.«

Allerdings da zu suchen, setze ich hinzu, aber vielleicht schwerer zu finden, und gewiß schwerer zu bestimmen, als durch die Stirnform.

13.

»Für den abstracten Denker ist der Stirnmuskel das wichtigste Werkzeug. Dieß ist die Ursache, warum man hiervon den Ausdruck in der Stirne sucht.« Vermuthlich in der Gegend in und zwischen den Augenbrauen, und besonders in dem Augenblicke zu bemerken, da dich der Denker höret, da er sich auf eine scharfsinnige Einwendung oder Beantwortung gefaßt macht. Diesen Moment erhasche, und du hast wieder ein großes wichtiges Zeichen gefunden.

14.

»Bey Leuten, die nicht abstrahiren, bey denen alle Seelenkräfte thätig sind, also bey Witzlingen, schönen Geistern, thätigen Genien, müssen auch alle Muskeln vortheilhaft gebildet und geordnet seyn. Daher sucht man den Ausdruck mehr im ganzen Gesichte.« Und kann ihn dennoch auch wieder schon allein in der Stirne finden. Diese Stirn ist weniger scharf, weniger geradlinig, weniger perpendiculär, weniger gefurchet, die Haut weniger gespannt, leichtbeweglicher, weicher.

15.

»Wie viele Mühe hat es gekostet, die Leute zu überzeugen, daß die Physiognomik nur überhaupt nützlich ist!« . .

(Und dieß darf, indem ich dieses schreibe, noch von anmaßlich starken Geistern bestritten werden? und wie lange noch? und doch sollte ich glauben, auch derjenige, welcher der Sonne flucht, weil sie ihn an einem schwülen Sommertag auf den Nacken brennt, sollte deßwegen, wenn er in der Kühle ist, den unüberdenklichen Nutzen der Sonne nicht bestreiten...) »Wie kränkend war es, von großen Gelehrten, Leuten, von denen man erwartet, daß sie die Gränzen des menschlichen Verstandes weiter hinausrücken sollen, oft die allerseichtesten Urtheile zu hören! Wie sehr ist der große Zeitpunct zu erwünschen, da die Menschenkenntniß ein Theil« (warum nicht der Haupttheil, der Mittelpunct?) »der Naturhistorie werden, Psychologie, Physiologie und Physiognomik Hand in Hand gehen, und uns dem Ziele hoher allgemeiner Erleuchtung näher bringen werden!«

---

## B.

## Stellen aus Maximus Tyrius.

### 1.

»Da die Seele des Menschen Gott am nächsten ähnlich ist, so war es ja nicht billig, daß Gott das Ihm ähnlichste mit einem ungeschickten Gehäuse umkleiden sollte, sondern mit einem Körper, der einer unsterblichen Seele am angemessensten wäre, und der sich geschickt bewegen könnte. Diese eine Art von lebenden Körpern auf Erden richtet sich gerade gegen den Himmel in die Höhe; er ist prächtig und stolz, und nach dem besten Ebenmaße aller seiner Theile eingerichtet. Er schreckt nicht durch seine Größe; er ist nicht fürchterlich wegen seiner Stärke; er schleicht nicht wegen kalter Säfte; er springt nicht wegen seiner Hitze; er schwimmt nicht von selbst wegen Mangel der Dichtigkeit; er frißt nicht aus Wildheit rohes Fleisch; er frißt auch nicht Gras, wie ein Vieh; sondern er ist recht zusammenstimmend gebaut zu seinen Verrichtungen. Er ist furcht-

bar den Bösen, zahm und freundlich den Guten; er geht von Natur auf der Erde; er fliegt mit dem Verstande; er schwimmt durch Kunst; er genießt Getreide; er bearbeitet die Erde; er ißt die Früchte; er ist von guter Farbe, standhaften Gliedmaßen, schönem Angesichte und zierlichem Barte. In Nachbildungen eines solchen Körpers die Götter zu verehren, haben die Griechen gutbefunden.«

O daß ich Stimme genug hätte, und Glauben genug fände, tief genug jedem meiner Leser zu bezeugen, welche unaussprechliche Verwunderung über die unvergleichbare Wundernatur des menschlichen Körpers meine Seele so oft über sich selbst zu erheben scheint! O daß doch alle Sprachen der Erde treffende Wörter mir liehen, welche die Menschen nicht nur auf Andere, sondern durch Andere mehr auf sich selbst aufmerksam machen könnten! Kein Antiphysiognomist kann mein Werk so verachten, als ich, wenn ich diesem Zwecke dadurch nicht näher komme. Wie könnte ich es verantworten, so ein Werk zu schreiben, ohne diesen Trieb und Drang? wenn das nicht Beruf ist, so gibt es überall keinen Schriftstellerberuf. Nicht den kleinsten Zug, Ausbug oder Einbug eines Umrisses kann ich ruhig ansehen, ohne Weisheit und Huld zu erblicken, ohne mir jedes Mahl von neuem, wie aus einem süßen Traume in die entzückende Wirklichkeit hinein erwachend, Glück zu wünschen, daß ich, auch ich, Mensch, Mensch bin!

In jedem, dem kleinsten Umrisse des menschlichen Körpers, wie viel mehr in allen zusammen, in dem unbeträchtlichsten Gliede, wie viel mehr im ganzen Gliederbau zusammen, so alt nun immer und zerfallen das Gebäude jetzt scheinen und seyn mag, ist so viel Studium Gottes, Genie Gottes, Poesie Gottes, daß mir oft meine zitternde Brust zu glühen scheint, daß ich nicht Muße genug habe, ruhiger in diese Offenbarungen Gottes hineinzuschauen; nicht rein genug bin, keuscher davor zu zittern, inniger anzubethen, und nicht einmahl den Nachhall meines Erstaunens zu offenbaren, Worte und Zeichen

finden kann. O Unerforschlichster und Offenbarster! welche Decke liegt auf unsern Augen, daß wir das Allersichtbarste nicht sehen, nicht das Allerunsichtbarste im Allersichtbarsten! Andere nicht in uns selbst, uns selbst nicht in Andern und in Andern und uns nicht Gott!

2.

»Stelle dir die Schönheit eines klaren Wassers vor, das über eine Fläche fließt, wie da schöne Blumen unter dem Wasser bedeckt stehen, die aber doch durch das Wasser in's Gesicht leuchten. Eben so ist es mit der schönen Blüthe der Seele beschaffen, die in einen schönen Körper gepflanzt ist. Sie schimmert durch denselben durch, und leuchtet hervor, und erscheint aus demselben. Die gute Bildung eines jungen Leibes ist nichts anders als das Blühen einer nächstkünftigen Tugend, und gleichsam das Vorspiel von einer weit reifern Schönheit. Denn so wie vor dem Aufgange der Sonne Strahlen derselben an den Gipfeln der Berge erscheinen, und den Augen einen angenehmen Anblick verschaffen, aus welchem man das bald nachkommende Völligere erwartet, also blicket aus dem äußern Körper die zukünftige Zeitigkeit einer glänzenden Seele zum voraus hervor, und ist für die Philosophen ein angenehmer Blick in Erwartung des nächstfolgenden Guten.«

---

## C.

## Stellen aus Huart.

1.

»Einige sind klug, und scheinen es nicht zu seyn. Andere scheinen es« (Unklugen), »und sind es nicht. Andere sind es nicht, und scheinen es auch nicht. Andere sind es, und scheinen es auch.«

Ein einfacher Probirstein für viele Gesichter.

2.

»Der Sohn muß oft den großen Verstand des Vaters bezahlen.«

3.

»Das allzu frühe Vernünfteln und Klugseyn ist eine Anzeige eines künftigen Narren.«

4.

»Wer nicht schwanger ist, kann nicht gebären, und wenn die geschickteste Hebamme da ist.«

Darum fordere von keinem Gesicht Früchte, deren Samen es nie empfangen hat. Wie wichtig, wie nützlich ist die Physiognomik, wenn sie weise Wehemutter ist, die Kennzeichen jeder geistigen und moralischen Schwangerschaft kennt, und nur den Schwangern, und allen Schwangern, hilft!

5.

»Die Figur und äußere Gestalt des Kopfes ist alsdann so, wie sie seyn muß, wenn in einer vollkommen runden, hohlen Kugel von Wachs, die man ganz sachte auf den Seiten zusammen angedrückt hat, die Stirne und der hintere Theil des Hauptes einen kleinen Buckel machen. Eine sehr platte Stirne und ein sehr abschießender Hintertheil des Hauptes sind keine guten Verstandeszeichen.«

Auch bey der Zusammendrückung einer solchen Form bliebe das Profil des ganzen Kopfes doch noch mehr zirkelförmig als oval; und das Profil eines guten Kopfes darf sich nur sammt der Nase in eine Zirkelform hineindenken lassen. Also ohne die Nase nähert er sich vielmehr dem Oval, als dem Zirkel. »Eine sehr platte Stirne,« sagt unser Verfasser, »ist kein gutes Verstandeszeichen.« Ja, wenn sie der Plattheit mancher Ochsenstirnen gleicht; aber ich habe Bretstirnen gesehen, wohl verstanden, nur zwischen und über den Augenbrauen breteben, die außerordentlich klug waren. Es kömmt gar viel auf die Lage und den Umschwung des Stirnumrisses an.

6.

»Kein unvernünftiges Thier hat so viel Gehirn, als der Mensch. Und wenn man auch sogar das Gehirn von zwey der größten Ochsen zusammen nähme, so würde es doch nicht so viel ausmachen, als ein einziger Mensch hat, wenn er auch noch so klein ist. Je näher der Vernunft, desto mehr Gehirn.«

7.

»Große Pomeranzen, dicke Schalen, wenig Fleisch und Saft. Große Köpfe, viel Bein und Fleisch, und wenig Hirn. Viel Knochen, viel Fleisch und Fett ist der Seele hinderlich.«

8.

»Köpfe kluger Leute sind« (oft, nicht immer, bey Leibe nicht!) »sehr schwach, und bey der geringsten Kleinigkeit empfindlich.«

Kluge, zum Planmachen!.. Aber, kluge, zum Planausführen? diese müssen fester geknochet seyn. Unter den seltensten Seltenheiten der Erde ist ein Mensch, der Beydes vereinigt: Empfindlichkeit für die leisesten Tritte der schleichendsten Schwierigkeiten, und ehernen Muth gegen bewaffnete Heerscharen, die mit Geräusche daher strömen, wie ein verschlingender Waldstrom. Solche Charaktere sind empfindlich durch Zarte der Fleischigkeit, und stark, nicht so wohl durch Knochen, als durch Nerven.

9.

»Galenus sagt: ein dicker Bauch, dicker Verstand«... Und ich könnte mit demselben Recht oder Unrecht beyfügen: »ein dünner Bauch, dünner Verstand.« Auf solchen Allgemeinsprüchen, die so manchen gescheiden Mann zum Dummkopfe stämpeln, halte ich nicht viel. Gewiß ist das: ein dicker Bauch ist kein positives Zeichen von Verstand; eher ein positives Zeichen von Sinnlichkeit, welche freylich überhaupt dem Verstande nachtheilig ist. Aber an sich, und ohne andere feste Kennzeichen, kann ich die Allgemeinheit dieses Datums nicht gelten lassen.

10.

»Aristoteles hält die kleinsten Köpfe für die klügsten.«.. Das heiße ich, mit aller Ehrerbiethung für den großen Mann, in den Tag hinein gesprochen. Man denke sich einen kleinen Kopf auf einem großen Körper, und einen großen Kopf auf einem kleinen (wie sich dann oft, wenigstens durch Wachsthum unterbrechende oder befördernde Zufälle, solche finden mögen), und sogleich wird man empfinden, daß, ohne nähere Bestimmung, weder ein großer Kopf an sich, noch ein kleiner an sich klug oder unklug seyn muß. Große Köpfe mit kurzen triangulären Stirnen sind unklug; das ist wahr. Große Köpfe, an denen der Schedel mit Fleisch und Fett dicht umwunden ist, auch. Aber auch kleine, besonders runde Köpfe dieser Art sind unleidlich dumm, und haben gemeiniglich noch etwas, das die an sich schon unleidliche Dummheit noch unleidlicher macht.. Prätension auf Weisheit.

11.

»An kleinen Personen ist es besser, wenn sie einen etwas größern Kopf haben; und an großen, wenn sie einen etwas kleinern haben.«

Ich lasse es hingehen, wenn es beym Etwas bleibt. An beyden aber ist es wohl sicherlich am besten, wenn ihre Köpfe mit dem übrigen Körper in solchem Verhältnisse stehen, daß weder Größe noch Kleinheit des Hauptes sehr auffallend ist.

12.

»Gedächtniß und Einbildungskraft ist dem Verstande so ähnlich, als ein Affe dem Menschen.«

13.

»Es trägt zu dem Genie nichts bey, ob man hartes oder weiches Fleisch hat, wenn das Gehirn nicht von eben dieser Beschaffenheit ist; denn dieses hat, wie uns die Erfahrung lehrt, sehr oft ein ganz verschiedenes Temperament, als alle übrigen Theile des Körpers. Wenn aber beyde, das Gehirn und das Fleisch, in der Weiche übereinkommen, so ist es ein sehr

schlechtes Zeichen für den Verstand, und ein eben so schlechtes für die Einbildungskraft.«

14.

»Die Flüssigkeiten, welche die Weiche des Fleisches verursachen, sind Phlegma und Blut. Diese aber sind feucht, und machen, nach Galenus Ausspruch, die Menschen einfältig und dumm. Die Flüssigkeiten gegentheils, welche das Fleisch hart machen, sind Cholera, Melancholie, und aus diesen erwächst Klugheit und Verstand des Menschen. Es ist also ein weit schlechteres Merkmahl, weiches Fleisch haben, als sprödes und hartes. Weich bedeutet ein schlechtes Gedächtniß bey einem schlechten Verstand und einer schwachen Einbildungskraft.«

Es gibt, wenn ich so sagen mag, eine geistige Weichheit des Fleisches, welche vielmehr Verstand zeigt, als die Sprödigkeit. Ich möchte kein eigentlich zähes oder sprödes Fleisch zum Charakter von Verstand machen, so wenig als Weichheit des Fleisches, nicht näher bestimmt, zum Charakter von Dummheit. Ich möchte aber gerne weich von locker und schwammig, und spröde von fest ohne Härte unterschieden haben. Schwammiges Fleisch ist überhaupt dünner, als festes Fleisch; das ist wahr. Quorum perdura caro est, si tardo ingenio sunt; quorum autem mollis est, ingeniosi. *Aristot. Lib.* III. Welch ein Widerspruch! der aber verschwindet, wenn perdura zähe und spröde, mollis fein, unschwammig, zart übersetzt wird.

15.

»Will man wissen, ob die Beschaffenheit des Gehirns mit der Beschaffenheit des Fleisches übereinkomme, so muß man die Haupthaare betrachten. Sind diese schwarz, stark, spröd und dicht, so zeugen sie von einer guten Einbildungskraft und einem guten Verstande.« ... Ach, nein doch! nicht so allgemein gesprochen! mir fällt sogleich ein erzschwacher Mensch, schwach von Natur, mit solchem Haare, bey. Sprödigkeit ist ein

fatales Wort, das nie etwas Gutes bedeutet, man mag es anwenden auf was man will... »Sind aber die Haare zart und weiß, so zeugen sie von nichts, als einem guten Gedächtniß.«... Auch wieder zu wenig. Sie zeugen von einer feinen Organisation, welche Eindrücke von Bildern wenigstens so gut aufnimmt, als von Zeichen der Bilder.

16.

»Will man nun ferner, wenn die Haare von der ersten Beschaffenheit sind, unterscheiden, ob sie einen guten Verstand, oder eine gute Einbildungskraft anzeigen, so muß man auf das Lachen des Knaben Acht geben. Denn das Lachen ist es, welches die Beschaffenheit der Einbildungskraft verräth.«... Und, thue ich hinzu, des Verstandes, des Herzens, der Kraft, der Liebe, des Hasses, des Stolzes, der Demuth, der Treue und der Falschheit... Hätte ich Zeichner, die auf die Umrisse des Lachens lauerten! eine Physiognomie des Lachens wäre das interessanteste Lehrbuch der Menschenkenntniß. Wer gut lacht, ist gut.

17.

»Heraklit sagt: αὐγη ξηρη, ψυχη σοφοτατη.« (Trockenes Auge, weiseste Seele!)

18.

»Man wird wenig Leute von großem Verstande finden, die eine gute,« näher bestimmt: eine schulmeisterisch reguläre, »Hand schreiben.«

## D.

## Stellen aus einem Manuscripte von Th.

»Wie das Verhältniß männlicher und weiblicher Gesichter, so das des jugendlichen und männlichen Alters.«

Die Erfahrung, daß mit der Schärfe oder Zarte des Umrisses die Heftigkeit oder das Sanfte der Denkungsart gleichen

Schritt laufe, ist einer von den Beweisen, daß die Natur ihren Geschöpfen solche Gestalten umgeworfen hat, die ihrer Beschaffenheit entsprechen.

»Daß aber diese Zeichen einer gefühlvollen Seele sehr lesbar sind, sieht man an Kindern, die den Falschen, den Rachsüchtigen, den Spion nicht um sich leiden können, und zum Unbekannten liebreicher Gemüthsart mit offenen Armen eilen.«

»Was sich hierüber einzeln sagen läßt, theilt sich in Farben, Linien, Pantomimen.«

»Daß, allgemein gesagt, die Weiße angenehm, die Schwärze traurig, fürchterlich ist, folgt aus unserer Liebe zum Lichte, die sogar bey den Thieren bis zum Zueilen in's Feuer ausartet, und unserm Abscheu vor der Finsterniß. Daß dieß nun wieder seinen Grund darin habe, weil nur das Licht uns mit den Dingen auf's Deutlichste bekannt macht, unsern nach Erkenntniß hungrigen Seelen Unterhaltung verschafft, und Bedürfnisse finden, Gefahren vermeiden läßt; dieß Alles darf ich nur erwähnen, um von dem Übergange der Liebe des Lichtes zur Neigung gegen alles Helle einen Wink zu geben;« Es gibt daher eine Physiognomik der Farben. »Gewisse Farben sind gewissen Thieren besonders angenehm oder unangenehm.« Warum? Sie sind Ausdruck von etwas, das Beziehung auf ihren Charakter hat, mit ihm harmonirt oder disharmonirt. Die Farben sind Effecte gewisser Beschaffenheiten des Objects und Subjects, sind also bey jedem einzelnen charakteristisch, und werden es noch mehr durch die Art, wie sie sich wechselweise annehmen und zurückstoßen. Das wäre nun wieder ein unermeßliches Feld der Nachforschung, und zugleich wieder ein Strahl der Sonnenwahrheit: Physiognomie ist Alles: Alles Physiognomie!

»Nicht geringer, (fährt unsere Handschrift fort) ist unser natürlicher Abscheu vor Allem, was mit dunkler Farbe auch nur bekleidet ist. Und vor dem Genusse der Erde nicht nur,

sondern auch vor dem Genusse sehr dunkelgrüner Pflanzen hat die Natur die Thiere gewarnt, weil eines sowohl schadet, als das andere. Und so schreckt ein Mensch finstern Ansehens das zarteste Kind ab, das sein Herz zu kennen noch unfähig wäre.«

»Die Theile der Bildung haben eine so auffallende Bedeutung, daß der Anblick des Ganzen unser Gefühl trifft, und ihm ein so schnelles als richtiges Urtheil ablockt. So wird, um nur vor der Hand zwey Extreme zu nennen, jeglicher auf den ersten Blick den Elephanten für das weiseste, den Fisch für das dümmste Thier erkennen.«

»Jetzt etwas zerlegt. Das Obergesicht bis zur Nasenwurzel ist der Sitz der innern Arbeit, der Gedanken und Entschlüsse; das Untergesicht ist der Sitz der Äußerung. So sind nun die Thiere mit sehr zurückweichenden Stirnen mit wenig Hirn begabt, die mit vorliegenden desto mehr.«

»Herausstehende Nase und Maul (herausstehendes Maul durchaus gewiß nicht) bedeutet Beredsamkeit, Selbstvertrauen, Vorwitz, Unverschämtheit, Unbesonnenheit, Büberey und alle Fehler, die in fertiger Äußerung zusammenlaufen.« Dieß ist nun so ein Urtheil im Geschmack aller alten Physiognomisten. Absprechend und unbestimmt.

»Die Nase nähmlich ist der Sitz des Hohns; ihr Rümpfen spottet. Die Oberlippe, wenn man sie aufwirft, bedeutet Frechheit und Unverschämtheit, auch Drohung. Die vorgerückte Unterlippe weist Ruhmredigkeit und Dummheit.«

»Was diese Zeichen noch lebhafter macht, ist die Geberde des Kopfwerfens, des allmähligen Hinaufziehens und Umschauens. Jenes bedeutet Hohnlachen, und da spielt die Nase eine Hauptrolle; dieses ist der Beweis der höchsten Vermessenheit, und hier zeichnet sich am stärksten die Unterlippe aus.«

»Im Gegentheil wird das eingezogene Untergesicht Verschwiegenheit, Bescheidenheit, Ernst, Zurückhaltung anzeigen; und alle Fehler in Heimtücke und Verstocktheit bestehen.« Nicht

so durchaus. Spitziges Kinn ist viel öfters Zeichen der List, als zurückgehendes. Zurückgehendes ist selten planvoll und unternehmend.

»Der Nase gerade Bildung weissagt Ernst; eingebogene Krümme edle Denkungsart; die platt anliegende Oberlippe (wenn sie sich nicht wohl schließt) verkündigt Blödigkeit; die ähnliche Unterlippe Bedacht im Reden.«

»Hier theilt es sich in zwey Hauptarten, die, wo die Backen fast in gleicher Fläche liegen, und die Nase nur wie ein Hügel hervorsteht, und das Maul wie eine Säbelwunde in ebener Fläche sich lang hinzieht, und die Kiefern eine nur wenig gekrümmte Linie ausmachen. Solche Form macht das Gesicht sehr breit gegen die Länge, und äußerst grob, hölzern, dumm und in allen Absichten beschränkt. Eigensinn und Unbeweglichkeit ist ihr Hauptcharakter. Zweytens, wo die Nase einen scharfen Rücken hat, und alle Theile zu beyden Seiten einen spitzen Winkel mit einander machen. Die Backenknochen sind dann unmerklich, folglich ist zwischen der Nase und ihnen Wulst. Die Lippen weichen zu beyden Seiten zurück. Der Mund ebenfalls, oder läuft in eyrunde Öffnung zusammen, die Kiefern spitzen sich am Kinne scharf zu.« Diese sind feiner, geschäftiger, listiger.

»Ich muß mir hier, um vom Ganzen ein deutliches Bild zu geben, eine Vergleichung mit den Böden zweyer Schiffarten erlauben. Das Kauffahrteyschiff für schwere Befrachtung gebaut, hat stumpfen Kiel, seine Rippen liegen in gleicher Fläche. Erste Gesichtsart. Die Fregatte, zum schnellen Segeln bestimmt, hat scharfen vorstehenden Kiel, und die Ribben machen einen spitzen Winkel mit einander. Zweyte Gesichtsart. Von beyden Extremen würde mir jenes das Bild des niederträchtigsten Selbstverliebten, dieses das Bild des edelsten, wärmsten Menschenfreundes geben.«

»Ich weiß, Spitzen (Extreme) hat die Natur selten, aber von ihnen muß, zumahl im Bereisen unbekannter Meere, der Verstand als von Leuchtthürmen ausgehen, um sich immer herausfinden zu können. Die Abfälle und Übergänge, die in allen ihren Werken die Natur macht, werden dann auch hier vorausgesetzt und gefunden, und dann einer von beyden Gränzen zugerechnet.«

»Indem ich obige Hypothese, um sie zu prüfen, weiter anwende, so glaube ich von der ganzen Natur eben das sagen zu können. Mit breitem Gesichte ist kurzer Hals, breite Schultern, breiter Rücken verbunden, und dieß sind bekanntlich Eigennützige mit stumpferem Sittengefühl. Langes, schmales Gesicht hat langen Hals, schmale oder gesenkte Schultern und schmalen Rücken. Diesen Menschen würde ich mehr Billigkeit und Uneigennutz, überhaupt mehr gesellige Empfindung zutrauen.«

»Des Menschen Gesichtszüge werden wie sein Charakter durch Erziehung, Lage, Umgang, Begebenheiten gewaltig verändert. Und daher läßt es sich rechtfertigen, daß die Physiognomik weder rückwärts von dem Ursprung der Züge Rechenschaft geben, noch vorwärts Schicksale prophezeyen soll, sondern aus dem reinen Gesichte, abgestreift von Allem, was äußere Dinge auf ihn wirken könnten, soll sie lesen, was der gegebene Mensch seyn kann, höchstens mit dem Zusatz: so viel Herrschaft wird die Vernunft, so viel die Sinnlichkeit über ihn behalten; dieser ist zur Umbildung zu steifsinnig, jener zur Abschleifung, zur Hinreißung weich genug.«

»Theils läßt sich aus dieser Umschaffung erklären, warum so mancher Mensch zu seiner Lage, wenn ihn gleich Zufälle, nicht Wahl hineinsetzen, geboren scheint; warum der Fürst, der Edelmann, der Aufseher eines Werkhauses eine herrische, strenge, pedantische Miene; warum der Unterthan, der Knecht, der Sclave ein muthloses, niederträchtiges, die Buhlschwester ein geziertes, gezwungenes, nichtsbedeutendes Ansehen bekömmt.

Der stäte Eindruck der Umstände auf das Gemüth übertrifft den Eindruck der Natur bey weitem;« (bey weitem nicht!) »obwohl eben so gewiß ist, daß sich noch der geborne Niederträchtige« (es gibt keine gebornen Niederträchtigen, aber Solche, die es unter gewissen Umständen viel, viel eher werden, als Andere) »von dem, den Unglück zum Diener macht, merklich auszeichnet, wie der, den sein Glück zum Gebiether seiner Brüder machte, von dem, dessen Geist Mutter Natur über die Seelen vieler Alltagsmenschen erhob.«

»Die stumpfere Seele hat als Sclave lauter Leeres, als Herr Selbstzufriedenheit und Gebietherisches im offnen Maul, vorliegender Unterlippe oder gerümpfter Nase. Der edlere Geist herrscht durch weitsehenden Blick, und in der geschlossenen Lippe liegt Mäßigung. Dienen wird er mit Gram, niedergeschlagenem Auge, den Mund zu Klagen verschlossen.«

»Wie die vorbenannten Ursachen ein bleibendes Gepräge geben, so drückt eine Gemäthsbewegung, so lange sie dauert, vorübergehende Spuren ein. Diese Zeichen sind zwar tiefer, als die Züge des ruhigen Gesichtes, dennoch werden sie gar sehr von dem Grundcharakter der bewegten bestimmt, und durch Vergleichung verschiedener Gesichter, die gleiche Bewegung leiden, läßt sich der Unterschied und die besondere Natur in der Seele im hellsten Lichte schauen. Zorn des Unvernünftigen ist lächerliches Spielgefecht, des Selbstverliebten fürchterliche Wuth, des Edlen zurückweisend und beschämend, des Wohlwollenden mit Wehmuth vermischt, und bewegt den Beleidiger zur Reue.«

»Betrübniß des Ungebildeten ist lärmend, des Selbstverliebten widerlich, des Zärtlichen voll heißer Thränen und mittheilend, des Gesetzten, Ernsten, ganz innerlich und kaum die Muskeln der Backen gegen die Augen gezogen, die Stirn wenig gerunzelt.«

»Liebe des Ungebildeten ist stürmisch, gierig; des Selbstverliebten ekelhaft, wohnt in blitzenden Augen und gezwun-

genem Lächeln der gefurchten Wangen und des verzogenen Mundes; des Zärtlichen schmachtend, der Mund zum Bitten zusammengezogen; des Gebildeten ernstlich, den Gegenstand starr anschauend, voll Offenheit in der Stirn und dem zum Reden gefaßten Munde.«

»Mit Einem Wort: die Empfindungen des gesetzten Menschen verrathen sich schwächer; die des rohen werden zu Grimaßen, sind daher kein Gegenstand des Schulkünstlers, wohl aber des Gesichtskenners und Sittenlehrers, um vor übertriebener Äußerung der Gemüthsbewegungen die Jugend zu warnen und sittlich zu zeigen, wie beschwerlich man der Gesellschaft wird.«

»Denn so sind die Gefühle eines Wohlwollenden mittheilend und rührend, oder flößen Ehrfurcht ein; die aber eines Boshaften fürchterlich, verhaßt oder lächerlich.«

»Öftere Bewegungen graben ihre Eindrücke so tief, daß sie dem Gepräge der Natur gleichkommen; und dann kann man sicher seyn, daß zu diesen Gefühlen das Herz sehr geneigt sey. Eine Wahrheit, die das Lesen der rührenden Dichter, die Vorstellung gesitteter Schauspiele sehr erklärt, und das Herumführen eines Jünglings zu Auftritten des menschlichen Elends und Sterbenden sehr empfiehlt.«

»Häufiger Umgang und enge Verbindung bildet die Menschen so sehr einander ähnlich, daß sich nicht nur die Gemüther an einander abschleifen, sondern auch ihre Stimmen und Gesichter etwas Ähnliches bekommen. Beyspiele sind mir genug bekannt geworden.«

»Jeder Mensch hat seine eigene Lieblingsbewegung, die seinen ganzen Charakter auf einmahl auf's deutlichste darstellen würde, wollte oder könnte man ihn darin überraschen und lange genug so vor Augen haben, ihn darin zu mahlen. Eine mäßige Sammlung solcher Porträte wäre die Schule, d. i. Vorbereitung der Physiognomik, und würde Lavater's Fragmente zehnmahl gemeinnütziger machen.«

»Gleiches würde eine Folge von abgeschilderten Bewegungen leisten, deren das Individuum eines Menschen fähig ist. Die Zahl derselben ist bey lebhaften Menschen sehr groß und vorübergehend, bey Kühlen, Gebildeten weit weniger und ernsthafter.«

»Wie jene Sammlung von idealisirten Individuen eine ausgedehnte Menschenkenntniß, das ist, eine über viele Gemüthsarten verbreitete Wissenschaft geben würde, so müßte die Sammlung von Gesichtsveränderungen eines Einzelnen eine Geschichte des menschlichen Herzens liefern, und zwar sowohl was für ein trotziges und verzagtes Ding das Herz des Ungebildeten sey, als wie weit es sich durch Vernunft und Erfahrung umbilden könne.«

»Welche Schule für Jünglinge, neben einander zu sehen, Christum als lehrend, als fragend: Wen sucht Ihr? als sich krümmend im Garten, als weinend über Jerusalem, als verscheidend! immer derselbe Gottmensch, und bey der großen Verschiedenheit der Lagen die nähmlichen Hauptzüge von Wunder, Vernunft, Sanftmuth.«

»Den Cäsar, scherzend mit den Seeräubern, die ihn fingen, weinend über den Anblick von Pompejus Kopf, hinsinkend mit beschämendem, wehmüthigem Blick gegen den Brutus: Et tu, Brute?«

»Auf der andern Seite den Belsazar, schmausend mit seinen Großen, blaß über den schreibenden Wandfinger.«

»Jenen Tyrannen, wüthend über das Leben seiner Bürger, dann umringt von gerichteten Elenden noch unter Schwertern flehend Erbarmung: ich will Euch Allen vergeben!«

»Da mit der Empfindung der Ton im Verhältnisse steht, sollte dann nicht jeder Mensch einen Grundton haben, indem alle, deren er fähig ist, zusammenlaufen; und wäre dieß nicht derjenige, den er bey ruhiger Lage, bey gleichgültigen Unterredungen annimmt. Denn sein ruhiges Gesicht enthüllt ja die Anlage zu allen Zügen, die er annehmen kann.

»Diese Töne müßte ein Tonkünstler feines Ohrs sammeln, classificiren und dann bezeichnen können, und am Ende müßte man jedem gegebenen Gesicht seinen Naturton beylegen können; doch mit dem Vorbehalt der Veränderungen, die von der Beschaffenheit der Lunge herrühren. Der von langer Statur und platter Brust wird eine schwache Stimme haben, der Krankheiten nicht zu gedenken.«

»Auf diesen Gedanken, der schwerer auszuführen als zu erfinden ist, hat mich die unzählige Art Ja und Nein auszusprechen gebracht.«

»So vielerley Anlässe es gibt, eines von diesen zu sagen, z. B. Versicherung, Entscheidung, Freude, Angst, Scherz, Spott und so mehr, so vielerley Ton kann auch der nähmliche Mensch seinem Worte geben. Und dennoch hat bey gleichem Anlaß jeder Mensch seine eigene Art, die mit seinem Charakter zusammenstimmt, offen oder rückhaltend, ernstlich oder leichtsinnig, theilnehmend oder kalt, mürrisch oder leutselig, entschlossen oder zaudernd; Ja, Nein, oder sonst etwas zu sagen. Welch ein Unterschied für die Gesellschafter, und welche weite Ritze in's Innerste der Seele!«

»Vermöge der Erfahrung, daß unter gewissen Umständen auch der Denker leerköpfig, der Beherzte verlegen, der Sanftmüthige unwillig, der Heitere mißvergnügt aussehen kann, ließe sich durch Hülfe dieser zufälligen Züge von jeder Bewegung ein Ideal erfinden, und dieß wäre ein würdiger Anhang und die höchste Stufe der Physiognomik.«

---

## E.

## Stellen aus Nicolai.

### 1.

»Das Verschobene und Verkehrte in der Bildung kann sowohl von äußerlichen als von innern Ursachen herrühren. Aber die Wohlgereimtheit entspringt bloß aus der Überein-

stimmung der innerlichen und äußerlichen wirkenden Ursachen. Daher läßt sich das Moralischgute mit weit mehr Sicherheit aus der Physiognomie schließen als das Moralischböse.« Sehr wahr, ausgenommen in dem Momente, wo das Moralischböse in Bewegung ist!

2.

»Nicht die Errathung einzelner Charaktere, vielmehr die Kenntniß menschlichen Charakters überhaupt ist der Zweck der Physiognomik.« Das heißt: Allgemeine Zeichen von Kräften und Empfindungen zu finden, die freylich nichts nützen, wenn sie sich nicht wieder auf jedes einzelne Individuum anwenden lassen, zumahl da wir immer nur mit Individuen zu thun haben.

3.

»Wenn man viele Bildnisse desselben Menschen von Jahr zu Jahr richtig zeichnete, und dabey das Original genau kennte, das wäre großer Nutzen für die Physiognomik.« Was leicht möglich, vielleicht allein möglich ist, sind genaue Silhouetten oder Abgüsse. Denn das Wenige der Veränderung wird selten ein Zeichner und Physiognomist genug bemerken.

4.

»Die Hauptfrage des Physiognomisten bey seinen Untersuchungen des Menschen wird immer die seyn: auf welche Art er sinnlicher Eindrücke fähig sey? Durch welches Perspectiv er die Welt ansehe? was er überhaupt empfangen und geben könne!«

5.

»Eben die lebhafte Einbildungskraft, die schnelle Perceptibilität, ohne die sich kein Physiognomist denken läßt, ist vielleicht beynahe unzertrennlich mit andern Eigenschaften des Geistes verbunden, welche die höchste Behuthsamkeit nöthig ma-

chen, wenn er das Resultat seiner Beobachtungen auf wirkliche Geschäfte anwenden will.« Wahr; aber wenn er seine schnellen Gefühle in bestimmte Zeichen aufzulösen sucht; wenn er die allgemeinen Zeichen gewisser Kräfte, Empfindungen, Leidenschaften vorzulegen im Stande ist, und seine schnelle Einbildungskraft ihm nur dazu dient, die Ähnlichkeiten leichter zu finden und zu bezeichnen, so hätte es doch so viele Gefahr auch nicht.

---

## F.

## Stellen aus Winkelmann's Schriften.

### 1.

»Die innere Empfindung bildet den Charakter der Wahrheit, und der Zeichner, welcher seinen Academien denselben geben will, wird nicht einen Schatten des Wahren ohne eigne Ersetzung desjenigen erhalten, was eine ungerührte und gleichgültige Seele des Modells nicht empfindet, noch durch eine Action, die einer gewissen Empfindung oder Leidenschaft eigen ist, ausdrücken kann.« Die innere Empfindung bildet den Physiognomisten, und der Zeichner, ohne diese, wird wohl einen Schatten, aber mehr nicht, und nur einen in Unbestimmtheit ausnebelnden Schatten des wahren Naturcharakters erhalten.

### 2.

»An Göttern und Göttinnen machten Stirn und Nase beynahe eine gerade Linie. Die Köpfe berühmter Frauen auf griechischen Münzen haben dergleichen Profil, wo es gleichwohl nicht willkührlich war, nach idealischen Begriffen zu arbeiten. Oder man könnte muthmaßen, daß diese Bildung den

alten Griechen so eigen gewesen, als es bey den Kalmucken die flachen Nasen, bey den Sinesen die kleinen Augen sind. Die großen Augen der griechischen Köpfe auf Steinen und Münzen könnten diese Muthmaßung unterstützen.«

Ganz allgemein durfte sie nicht seyn, und war es vielleicht auch nicht, indem unzählige Medaillen das Gegentheil beweisen. Es kann aber Zeiten und Gegenden gegeben haben, wo solche Bildungen die gemeinsten waren. Wenn aber auch nur Eine solche Form dem Genius der Kunst erschienen war, so war es genug für ihn, diese zu umfassen, festzuhalten, und sich in sie hineinzuarbeiten; doch an dem liegt uns jetzt weniger, als an der Bedeutung dieser Form. Je mehr sie sich der Perpendicularität nähert, desto mehr verliert sie den Charakter der Weisheit und Grazie, und desto mehr den Charakter der Würde und Größe, je schiefer sie zurücksinkt. Je gerader und perpendiculärer zugleich das Profil der Stirn und der Nase ist, desto mehr nähert sich das Profil des obern Theiles vom Kopfe einem rechten Winkel, vor welchem Schönheit und Weisheit mit gleich schnellen Schritten fliehen. In den gewöhnlichen Copien dieser alten berühmten Schönheitslinien finde ich größten Theils einen Ausdruck drückender, wenn ich so sagen darf, unbegeisterlicher Fadheit. Ich sage in den Copien, z. B. in der Sophonisbe der Angelica Kaufmann; wo vermuthlich einerseits der Überwurf der Linie unter die Haare vernachlässigt ist, und nicht erreicht worden anderseits die unerreichbare Sanftheit der Beugung der geradescheinenden Linien.

3.

»Die Linie, welche das Völlige der Natur von dem Überflüssigen derselben scheidet, ist sehr klein.« Unermeßbar allen Versuchen und Werkzeugen, und dennoch allgewaltig, wie alles Unerreichbare!

4.

»Eine schöne Seele, wie Raphael's war, in einem so schönen Körper wurde erfordert, den wahren Charakter der Alten in neuern Zeiten zuerst zu empfinden und zu entdecken.«

5.

»Gezwungen ist das Gegentheil von der Natur; und gewaltsam von der Sittsamkeit und dem Wohlstande.« Wo du Zwang bemerkst, da fürchte geheime, tiefe, langsam tödtende Leidenschaft; wo Gewaltsamkeit, offne schnell tödtende.

6.

»Durch das Gerade und Völlige wird die Großheit gebildet, und durch sanftgesenkte Formen das Zärtliche.« Alle Großheit hat etwas Gerades und Völliges; aber nicht Alles Gerade und Völlige Großheit; dieß Gerade und Völlige muß in einer gewissen Lage seyn, in einem bestimmten Verhältniß zur Horizontalfläche, auf welcher wir stehen, es zu betrachten.

»Daß in diesem Profile eine Ursache der Schönheit liege, beweiset das Gegentheil. Denn je stärker der Einbug der Nase ist, desto mehr weicht jenes ab von der schönen Form; und wenn sich an einem Gesichte, welches man von der Seite siehet, ein schlechtes Profil zeigt, kann man ersparen, sich nach demselben, etwas Schönes zu finden, umzusehen.«

Es kann das edelste, reinste, weiseste, geistreichste, herzlichste Gesicht seyn, voll Schönheiten für den Physiognomen, der alles Echtgute, sinnlich ausgedrückt, in den weitern Kreis sei-

ner Schönheit aufnimmt, aber die Form heißt deßwegen nicht schön, und verdient auch, wenn man genau reden will, diesen Nahmen nicht.

7.

»Wir denken insgemein, wie wir gemacht sind.«

8.

»Man liest das Colorit des Guido und Guercino auf ihrem Gesichte.«

9.

»Nichts ist schwerer, als der Beweis einer augenscheinlichen Wahrheit.«

---

## G.

## Vermischte Stellen.

### Campanella.

(Aus Burke's philosophischer Untersuchung über das Erhabene und Schöne.)

»Campanella hatte nicht nur sehr genaue Beobachtungen über die menschlichen Gesichtszüge gemacht, sondern er besaß auch in hohem Grade die Kunst, die merklichsten nachzumachen. Wenn er Lust hatte, die Neigung derer, mit welchen er umging, zu erforschen, so nahm er, so genau als er konnte, das Gesicht, die Geberden, die ganze Stellung der Personen an, welche er untersuchte, und dann gab er genau Acht, in was für eine Gemüthsverfassung er durch diese Änderung gesetzt ward. Auf diese Weise war er im Stande, so vollkommen« (oder besser einiger Maßen) »in die Gesinnungen und Gedanken des Andern einzudringen, als wenn er sich in die Person desselben verwandelt hätte. So viel habe ich selbst oft erfahren, daß, wenn ich die Mienen und Geberden eines zornigen, sanftmüthigen, kühnen oder furchtsamen Menschen nachmache, ich in mir einen ganz unwillkührlichen Hang zu

der Leidenschaft finde, deren sichtbare Zeichen ich nachzumachen suche. Ja, ich bin überzeugt, man wird das beynahe nicht vermeiden können, gesetzt, daß man sich auch Mühe gäbe, die Leidenschaft von den ihr zugehörigen Geberden abzusondern. Dieser Campanella hatte es so sehr in seiner Gewalt, seine Aufmerksamkeit von den körperlichen Leiden abzuwenden, daß er die Tortur selbst ohne viele Schmerzen ertragen konnte. Im Gegentheil, wenn aus irgend einer Ursache der Körper nicht in der Verfassung ist, die Geberden anzunehmen oder sich in die Bewegungen setzen zu lassen, die von einer gewissen Leidenschaft ordentlicher Weise hervorgebracht werden, so entsteht auch diese Leidenschaft selbst nicht, wenn auch noch so starke Ursachen zu derselben vorhanden wären, und wenn gleich diese Leidenschaft nur durch Vorstellungen wirkt, und keinen der äußern Sinne berührt. So wird ein Opiat, oder ein starker Liqueur die Wirksamkeit der Traurigkeit, der Furcht, des Zorns auf eine Zeitlang trotz allem Widerstande aufheben, und dieß bloß, weil der Körper in eine Verfassung gesetzt wird, die derjenigen entgegen ist, in welche er bey diesen Leidenschaften geräth.«

2.

»Qui pourra jamais dire, en quoi l'organisation d'un imbécille diffère de celle d'un autre homme?«... Welcher Naturforscher, welcher Büffon, oder wie sein Nahme heißen mag, jemahls so fragen kann, der wird gewiß mit keiner Antwort zufrieden seyn, und wenn sie die förmlichste Demonstration wäre.

3.

»Ist ein Körper im Sterben, so kann ihm die beste Diät oder Promenade nichts helfen.« Es gibt Gesichter, die keine menschliche Weisheit und Kraft wieder zurechtsetzen kann. Aber was den Menschen unmöglich ist, das ist es Gott nicht.

4.

»Nagt der Wurm von innen, so ist auch die Erscheinung von außen schändlich und häßlich! . . .« O übertünche sich ein innerlich angefressenes Heuchlergesicht noch so sehr mit roher, kalter, leerer Feyerlichkeit, nur desto schändlicher erscheint es dem Physiognomen!

5.

»Nehmet diesen Baum aus seinem Klima und Erdboden und seiner freyen, hohen, milden Luft, und pflanzt ihn in die enge Luft des Treibhauses: er ist dahin, wenn er auch dem Scheine nach nur kränkelnd noch da steht. Füttert dieß kostbare fremde Vieh außer seinem Elemente, ganz umsonst, in öffentlichen Gebäuden: es stirbt, trotz Speise und Trank, oder wird fett und abgeartet.« Ach! die traurige Geschichte so mancher Physiognomien!

6.

»Das Porträt ist das Ideal eines gewissen Menschen, nicht das Ideal eines Menschen überhaupt.« Ein vollkommenes Porträt, meines Bedünkens, ist nichts mehr und nichts weniger als eine runde Menschengestalt, so auf eine Fläche gebracht, wie sie in einer dem Menschen natürlichen Situation bey hellem Lichte von außen in der Camera obscura erscheint.

7.

»Woher kömmt es, fragte ich einen Freund, daß die rusirten und feinen Köpfe ein oder beyde Augen geschlossen haben?« Er antwortete: »Aus Ohnmacht. Haben Sie je einen starken Menschen zugleich fein gesehen? Mißtrauen gegen Andere ist Kleinmuth an uns selbst.«

8.

Derselbe Mann, in seinen Urtheilen über Geist und Geistesproducte mir der Eine aus zehntausend Urtheilern über Geist und Geistesproducte, schrieb mir einmahl ein Paar kostbare Briefe über Physiognomik. Er erlaube mir, einige Stellen daraus hierher zu setzen.

»Eines von den ewigen Gesetzen scheint mir dieß zu seyn, daß der erste Eindruck nur der einzig wahre sey.« (Licht und Standpunct gehörig vorausgesetzt!) »Hierzu brauche ich weiter nichts zu sagen, als: ich glaube es, und berufe mich auf den Glauben Anderer. Der neue Mensch, der mir erscheint (und mich afficirt), ist mir empfindlichem Wesen eben das, was einem Blindgebornen das Bild der Sonne seyn mag.«

9.

»Rousseau hat Recht, wenn er von D. sagt: der Mann gefällt mir nicht, und er hat mir doch nichts zu Leide gethan, aber ich muß mit ihm brechen, ehe es dazu kömmt.«

10.

»Die Physiognomik ist dem Menschen so nöthig (und so natürlich) wie die Sprachfähigkeit.«

---

## H.

## Vermischte Stellen aus Kämpf's Abhandlung von den Temperamenten, mit Anmerkungen.

1.

»Sollte es der Physiognomik nicht etwa gehen, wie dem Spiegel bey einem häßlichen Frauenzimmer?« ... Und wie dem Spiegel bey einem schönen, setze ich hinzu. Wer weise ist, schaut in den Spiegel, und reiniget sich. Der Thor wendet sich, und bleibt, wie er war.

2.

»Jedes Temperament, jeder Charakter hat sein Gutes und Schlimmes. Der Eine ist zu etwas aufgelegt, wozu der Andere nicht fähig ist. Freylich hat der Eine mehr als der Andere. Das Gold hat einen höhern Werth, als die Münze; gleichwohl können wir jenes eher entbehren, als diese. Die Tulpe gefällt durch ihre Schönheit; die Nelke reizt durch ihren Geruch; der unansehnliche Wermuth ist dem Geschmack und

Geruche nach unangenehm, übertrifft aber beyde an Heilkraft. Und auf solche Art trägt ein jedes zur Vollkommenheit des Ganzen das Seinige bey.«

Ich setze aus Paulus hinzu:

»Gleichwie wir an Einem Leibe viele Glieder haben, alle die Glieder aber nicht einerley Geschäfte haben, also sind wir viele Ein einziger Leib, und haben verschiedene Gnadengaben. Wenn nun der Fuß sagte: Ich bin keine Hand u. s. w., wenn der ganze Leib Auge wäre, wo bliebe das Gehör? u. s. w... Es darf das Auge nicht zu der Hand sagen: Ich bedarf deiner nicht...Die, welche die schwächern Glieder des Leibes zu seyn scheinen, diesen legen wir desto mehr Ehre an... Gott hat den Leib so zusammengeordnet, daß er dem, das weniger hatte, desto mehr Ehre gegeben, damit keine Trennung am Leibe sey, sondern die Glieder für einander einerley Sorge tragen mögen... Was thöricht ist vor der Welt, das hat Gott erwählet, daß Er zu schanden mache, was stark ist; und das Unedle und Verachtete vor der Welt hat Gott erwählet, und was Nichts ist, daß Er zu nichte mache, was Etwas ist, damit sich kein Fleisch vor Gott rühmen möge. Nur bleibe ein Jeder in dem Berufe, wie er von Gott berufen ist.« Die Nelke soll nicht Tulpe, der Finger nicht Auge seyn wollen. Und der Schwache wolle sich nicht erheben aus seinem Kreise in den Kreis des Starken. Jeder hat seinen eigenen Kreis, wie seine eigene Gestalt. Aus seinem Kreise heraustreten wollen, heißt: sich auf einen andern Rumpf verpflanzen wollen.«

3.

»Man versichert, daß unsere wirksame Natur in weniger Zeit als einem Jahre fast kein Theilchen mehr von unserm al-

ten Körper übrig lasse; und doch werden wir, ungeachtet unser Körper den größten Veränderungen von Speise und Trank, Luft u. s. w. unterworfen gewesen, keiner Veränderungen des Gemüths gewahr. Die Verschiedenheit der Luft und der Lebensart bringt keine Ausartung in dem Temperamente hervor.«

Die Grundlage des Charakters liegt tiefer, ist von allen Zufälligkeiten gewisser Maßen unabhängig. Vermuthlich ist eine geistige, unsterbliche Textur das, wo alles Sichtbare, Verwesliche, Transitorische hineingewebt wird.

4.

»Un statuaire peut tailler un morceau de bois dans la forme qu'il lui plait; il en fera un Esope, ou un Antinoûs, mais il ne changera jamais la nature inhérente du bois.« *Mémoires pour servir à l'histoire de Brandebourg.*

Den Grundstoff des Menschen, so fern seine Erkenntniß zur Behandlung desselben nöthig ist, erkennen und unterscheiden können, ist die höchste und nützlichste Weisheit, deren die menschliche Natur fähig ist.

5.

»Es leuchtet einigen Leuten von Natur etwas Hohes aus den Augen, das eine Ehrfurcht gegen sie erwecket. Dieses Hohe ist eine verborgene Kraft, über Andere emporzuschweben, welche nicht von verdrießlichem Zwange, sondern von einem natürlichen Wesen, das durch die Natur selbst zum Herrschen zugerichtet ist, ihren Ursprung haben muß. Jeder findet sich genöthiget, solcher geheimen Gewalt sich zu unterwerfen, ohne daß er weiß, wie ihm geschieht, sobald die geheime Lebhaftigkeit des Ehransehens, das von Natur einem solchen Menschen eingepflanzt ist, ihm in die Augen leuchtet. Die dieß natürlich herrische Wesen an sich haben, regieren unter den Menschen als Herren. Sie sind Löwen durch ein angebornes Privilegium, indem sie sich der Herzen und der Zungen Aller bemeistern.« Gratians Orakel. Maxime 42.

6.

»Es gibt nur vier Hauptarten von Blicken, welche sehr weit von einander unterschieden sind: einen feurigen nähmlich, einen schläfrigen, einen stäten und einen unstäten.«

Die Probe aller allgemeinen Sätze ist die Anwendung derselben auf vorkommende Fälle. Wendet jede physiognomische Behauptung nur sogleich auf bekannte Individuen, auf Gesichter von Freunden oder Feinden an, und ihr werdet die Wahrheit oder Unwahrheit, Bestimmtheit oder Nichtbestimmtheit jeder Behauptung leicht bestimmen lernen. Laßt uns gerade mit dieser Behauptung den Versuch machen, und wir werden gewiß finden, daß es eine Menge Blicke gibt, die sich nicht unter diese vier Hauptnahmen fassen lassen, z. B. der lichte Blick, der von dem feurigen ganz verschieden, und weder stät ist, wie der melancholische, noch unstät, wie der sanguinische. Es gibt einen Blick, der zugleich sehr schnell und sehr stät ist; er heftet und spießt durch, wenn ich so sagen darf. So gibt es ruhig thätige Blicke, die weder cholerisch noch phlegmatisch sind. Besser finde ich die Eintheilung in gebende, nehmende, und gebende und nehmende zugleich; oder in intensive und extensive; oder in anziehende, zurückprallende und untheilnehmende; in gespannte, abgespannte, überspannte; treffende, untreffende; ruhende, bleibende, träge; offene, verschlossene; einfache, zusammengesetzte; gerade, verwirrte; kalte, verliebte; weiche, feste, kühne, treue u. s. f.

## III.

## Über Ideale der Alten; schöne Natur; Nachahmung.

Daß die Kunst Höheres, Reineres, Edleres noch nichts erfunden und ausgearbeitet hat, als die alten griechischen Bildsäulen aus der besten Zeit, kann für's erste als ausgemachte Wahrheit angenommen bleiben. Nun entsteht die Frage: woher diese hohe, wie man sagt, überirdische Schönheit? Die Antwort ist zweyfach: entweder, »die Künstler hatten höhere Ideale, sie imaginirten sich vollkommnere Menschen, ihre Kunstwerke waren bloß neue Geschöpfe ihrer edleren Dichterkraft, oder sie hatten eine vollkommnere Natur um sich, und dadurch ward es ihnen möglich, ihre Imagination so hoch zu stimmen, und solche Bilder darzustellen.« Die Einen sehen also diese Werke als neue Schöpfungen, die Anderen bloß als dichterische Nachahmungen schönerer Natur an.

Ich bin von der letzteren Meinung, und ich bin gewiß, wie ich es von einer Sache in der Welt seyn kann, daß ich Recht habe. Die Sache ist wichtig, und verdiente von einem Gelehrten, welches ich nicht bin, demonstrirt zu werden. Ich glaube, sie ist der Demonstration so fähig, als es etwas seyn kann.

Nur so viel gebe ich der Überlegung aller Denkenden anheim: ganz erschaffen kann der Mensch überall nichts. Es ist ewiges, eigenthümliches, unmittheilbares Vorrecht des Wesens aller Wesen, »dem, was da nicht ist, zu rufen, als ob es sey!«

Nachahmen ist des Menschen ewiges Thun und Lassen, sein Leben und Weben, seine Natur und seine Kunst. Vom Anfange seines Menschenlebens an bis an sein Ende ist Alles, Alles Nachahmung, das Gemeinste und das Trefflichste, was er thut, und wenn es noch so sehr sein Werk, Geschöpf seiner Hände, und Gemächt seines Geistes zu seyn scheint. Kein Mensch erschafft sich eine Sprache, alle Sprache ist Nachahmung; kein Mensch erschafft sich eine Schrift, alle Schrift ist Nachahmung; kein Mensch erschafft ein Bild, alle seine Bilder sind Nachahmungen.

Das Kind des Franzosen lernt Französisch, des Deutschen Deutsch. Jeder Schüler eines Mahlers ahmt glücklicher oder unglücklicher die Manier oder den Styl seines Meisters nach.

Es ließe sich durch die vollkommenste Induction unwidersprechlich darthun, daß jeder Mahler seinen oder sein Meister, die um ihn lebende Natur seines Zeitalters und sich selbst copirt hat. So jeder Bildhauer; so jeder Schriftsteller; so jeder Patriot. Die eigene Manier eines Genies in der Kunst, Wissenschaft und Tugend ist bloß die durch seine besondere Lage modificirte Nachahmung seines Helden.

Schöne Werke der bildenden oder der dichtenden Kunst sind also immer ganz zuverlässiges Siegel und Pfand schönerer Urbilder, schönerer Natur, und eines Auges, das gebildet war, von diesen Schönheiten afficirt und hingerissen zu werden. Was Auge ohne Licht ist, was Weib ohne Mann, ist Genie ohne afficirende Sinnlichkeit außer sich. Es wird von seinem Zeitalter eben so sehr gestimmt, als es hinwieder sein Zeitalter weckt und stimmt. Es gibt nur umgeschmolzen, zusammengeschmolzen seinem Zeitalter zurück, was es an einfachen Ingredienzen erhielt. Welcher seichte Kopf, oder welcher Philosoph von Profession und Prätension, wird uns denn bereden: die griechischen Künstler haben nicht nach der Natur gearbeitet, nicht aus der wirklichen Körperwelt, die sie umgab, ihre Sinnen unmittelbar afficirte, geschöpft, sondern ihre Werke sind

ihre eigenen Geschöpfe? ganz Geschöpfe ihrer glücklicheren Einbildungskraft? Sie haben gleichsam Erscheinungen aus höheren Welten zu ihren Mustern genommen? — Gut, wenn sie so übermenschlich, so göttlich aus sich selber, ohne Beyhülfe wirklicher Wesen außer sich erschaffen konnten, oder wenn sie gar als Götter-erscheinungen gewürdigt wurden. . . ich denke, so werden wenigstens sie, diese Glücklichen, diese außerordentlichsten Menschen, von nicht ganz gemeiner, niedriger Bildung gewesen seyn? denn sicherlich, von Hogarth's Carricaturen keine konnte den Apoll erschaffen. . . . O! was ich mich schämen muß, das zu sagen! Im Ernste! woher diese Erscheinungen aus der idealischen Welt? aus dem Geisterreiche »unkörperlicher Schönheiten?« Gerade daher, woher alle Träume aller Träumenden! alle Werke aller Wachenden! aus der Welt, die sie umgab, aus den Meistern, die ihnen vorgingen, aus ihrer individuellen Organisation, die durch die beyden vorhergehenden Dinge so und so afficirt wurde. Warum kamen i h n e n diese Erscheinungen? und warum kommen sie u n s nicht? bloß allein deßwegen, weil sie schönere Menschen vor sich hatten, wir hingegen bloß die Bildsäulen dieser edleren Geschöpfe; schönere Menschen, um und an sich, wo sie standen und gingen; oder eine Tochter, wie Carl Maratti, der doch schon mit dem stäten Anschauen ihrer Schönheit, welche noch die Vaterliebe reinigte und erhöhte, seine himmlischen Marienbilder schuf. Schönere Menschen! und schöner woher! Nicht nur sage ich: »Frage den, der sie schuf!« sondern »sieh auf Klima, glückliche und abhärtende Zeiten, Lebensart!« Noch jetzt, sagt Winkelmann, — doch wir wollen ihn hierüber im folgenden Fragmente hören.

Jeder, der die Schwelle der Philosophie betritt, weiß, und wenn er es nicht wüßte, wär' es darum nicht weniger wahr: »Nichts kömmt in die Imagination, als vermittelst der Sinne.« Gemeinplatz, aber ewig wahrer Gemeinplatz! Jedes Ideal, so hoch es über unsere Kunst, Imagination, Gefühl erhaben seyn mag, ist doch nichts, als Zusammenschmelzung von gesehenen

Wirklichkeiten. Immer und ewig richtet sich die Kunst allein nach der Natur, und nach dem, was sie gesehen und gehöret hat. Sie ist nichts, als übel- oder wohllautender Wiederhall der in uns zu einer Empfindung zusammentreffenden sinnlichen Wahrnehmungen dessen, was außer uns ist.

Es ist so fern, daß die Kunst, ohne und außer der Natur, idealisiren könne, daß ich keck behaupte, »sie kann es nicht einmahl bey und vor der Natur! »Furchtbares Paradox! Mahler, Bildhauer und Dichter, werdet Ihr nicht über mich herfallen? Dennoch ist es durchaus nicht Begierde, etwas Sonderbares zu sagen, wie uns alle, die nichts Sonderbares zu sagen wissen, und alles Vorgesprochene nur nachsprechen, Vorgeschriebene ehrerbiethig und sclavisch nachschreiben, unaufhörlich nach aller Jahrhunderte Schulmode, vorwerfen; sondern es ist lebendige Überzeugung bey mir: nicht nur Überzeugung, sondern Wahrheit; es ist bloße Convention, daß wir irgend ein noch so idealisches Gemählde, übernatürlich schön nennen. Ewig unnatürlich ist und bleibt alle Kunst.

Das was wir Ideale nennen an den Alten, mag uns Ideal scheinen. Ihnen war es vermuthlich unbefriedigendes Naturnachhinken der Kunst!

Ich schließe von allem dem, was ich um mich sehe, auf das, was jene um sich gesehen haben müssen, von der Natur meiner Zeit auf die Natur meiner Vorzeit. Besser, oder schlechter, das thut hier nichts. Natur des Menschen bleibt, wie die Hauptform des Menschen, immer Ein und eben dieselbe, und was sehe ich dann um mich herum? — daß kein einziger Mahler, kein Bildhauer, kein Dichter, die Natur erreicht, geschweige verschönert. Schöner als Der und Dieser und Jener, schöner, als man es gewohnt ist, zu sehen, zu hören, zu lesen, das ist möglich; darum spricht man so viel von Ideal! aber nicht schöner, und nicht so schön als die Natur; die vorhandene schöne Natur nähmlich: o daher, meine Lieben, kömmt der schreckliche Fehlsprung; man schloß, »weil sich schlechte Na-

tur verschönern läßt; also auch die schöne!« O da oder dort eine Warze weglassen, einen starken Zug ziehen, einen scharfen Einschnitt abstumpfen, eine weit vorhängende Nase abkürzen, das könnt Ihr Mahler und Bildhauer, ich weiß es, und wollte Gott, Ihr thätet es nur nicht so oft ohne Sinn und Zweck, nach bloßen Moderegeln, die mir schon so manches Gesicht, das mir, trotz aller Eurer facticen Kunstregeln, mit seinen keckern Zügen, schärfern Einschnitten, und all dem Unwesen, dem Ihr so menschenfreundlich, wie Ihr meint, zu steuern sucht, viel anziehender und höher sprechend war, als Euer feinpolirtes Nachbild mit all seiner Idealschminke! Doch gesetzt, Ihr thut es mit Weisheit und Geist, thut es im Geiste der Physiognomie, die vor Euch sitzt, welches viel sagen will, tiefes anhaltendes Menschenstudium vorausgesetzt: was habt Ihr denn bewiesen? »Daß Ihr die schöne Natur verschönern könnt!« O das laßt Ihr wohl bleiben, liebe Herren! Ja wohl! Ihr! die schöne Natur verschönern? Nicht einmahl die leblose schöne Natur, geschweige die lebende, athmende! nicht einen hellgeschliffenen Harnisch, geschweige ein blitzendes Auge; nicht eine blond hinwallende Haarlocke, geschweige ein ganzes majestätisches oder erhabenes Haupt. Es scheint, o so Manches über die Natur, wenn man die Natur nicht in eben demselben Lichte vor sich hat. Darum fand so Mancher Rigaud's Kleider übernatürlich prächtig, und Rembrandts Panzer übernatürlich schön, und beyde diese Meister konnten weder ihre noch seine Kleider und Panzer ertragen, so lange sie die Natur nebenbey hatten.

Warum sind so viele Gesichter, die sich schlechterdings von keinem Grabstichel, keinem Bleystift, keinem Pinsel erreichen lassen? (ans Übertreffen ist gar nicht zu gedenken!) und was für Gesichter sind das? die häßlichen oder die schönen? die geistlosen oder die geistreichen? Ein schöners Gesicht kann man vielleicht machen, als das schöne Gesicht, das man gerade vor sich hat; darum glaubt man, und sagt man: »man

könne die schöne Natur verschönern!« Nein, lieber Künstler, das schöne Gesicht, das du vor dir hast, kannst du nicht verschönern, und verschönerst es nicht, sondern das schönere, das du allenfalls unterschiebst, ist schlechte Copie einer andern schönern Natur, oder einer guten Copie nach einer schönern lebenden Natur, als die ist, welche du vor dir hast. Diese schwebt dir noch im Kopfe und Sinne, und tingirt dein gegenwärtiges Werk. Alles also, was Original scheint, ist im Grunde doch nur wieder Copie, colorirt mit mir selbst; das ist mit gehabten Sensationen, die ich mir eigen gemacht, daß ich, sie zu erneuern, keiner äußern Gegenstände weiter bedarf. So müssen also die Werke der Alten ebenfalls nur Copien, und ganz gewiß sehr unvollkommene Copien der Natur, oder anderer Meisterwerke seyn, die dann ebenfalls wieder gute, aber nicht vollkommene Naturcopien waren.

Sie hatten schönere Natur vor sich, als wir. Das ist von vornen hinab, und von hinten herauf zu erweisen. Und sie erreichten so wenig ihre schönere Natur, als wenig die größten Künstler unter uns die weniger schöne Natur erreichen, die sie vor sich haben.

Nicht einmahl, sagte ich, die ruhendre schöne Natur kann erreicht werden... Man hänge dem geschicktesten Zeichner eine bloße Silhouette von einer erhabenen Schönheit vor, und was kann einfacher seyn, als eine äußerste Umrißlinie eines Halbgesichtes?... Er wird es zehnmahl versuchen, und unter zehnmahlen kaum Einmahl die Linie erreichen, und gewiß nicht ohne Abweichung einer Haaresbreite erreichen; und Abweichung einer Haaresbreite ist schon wieder wichtig für Schönheit; eben diese Haarbreiten, dieß wenig mehr, sind das Unerreichbare der Kunst... Wenn nun nicht die einfachste Schönlinie zu erreichen ist, wie wird es eine ganze Fläche seyn können? eine schattirte Fläche? eine sich rundende Figur? eine gefärbte, warme, lebendige, athmende Schönheit?

Wie Viele haben sich schon am Apoll und der Venus, und dem Torso von Herkules versucht? Wer hat sie übertroffen, wer erreicht? und es sind doch unbewegliche Statuen. Welch ein Unterschied gegen lebendige Gesichter, die keinen Moment ruhen, und in stäter äußerlicher und innerlicher Bewegung sind. O wer fühlt nicht, daß nicht daran zu denken ist, daß die Griechen ihre hochgepriesenen Ideale (ja! Ideale für uns, Larven entflohener Vorwelt und besserer Menschen), daß sie, sage ich, ihre Ideale erschaffen? Nicht nur Copien waren es, sondern Carricaturen der schönern sie umgebenden Natur, wenigstens Zug für Zug einzeln betrachtet, mit dem Originale verglichen, woher es entlehnt ward.

Alle Umrisse der Kunst, und wenn eine Engelshand sie zeichnete, sind ihrer unveränderlichen Natur nach immer höchst ruhend und fest, da hingegen alle lebende und athmende Natur in unaufhörlicher sanfter Fluxion und Wallung ist. Immer so, und wenn man die Natur noch so genau zu erreichen geglaubt hat, man hat sie nicht erreicht, und nicht erreichen können. Die Zeichnung ist stehender Punct, nicht einmahl Moment, und in der Natur ist kein stehender Punct, — Bewegung, ewige Bewegung Alles. Also ist die beste Copie, ihrer Natur nach, eine Reihe von Momenten, die in der Natur nie so coexistirten, mithin immer Unwahrheit, Unnatur, höchstens Approximation! Noch einmahl: nicht ein genauer Schattenriß von einem lebenden Menschengesichte ist physisch möglich, und man will — Ideale schaffen! Wie überflüssig offenbar wird durch dieß alles, da alles Idealisiren im Grunde nichts anders ist, als Wiedervergegenwärtigung gewisser Sensationen von Schönheiten, die uns afficirten; Nachahmung dieser Schönheiten; Zusammenschmelzung derselben in Eine, und wenigstens homogen scheinende Form.

Also waren die Griechen schönere Menschen, bessere Menschen! und das jetzige Menschengeschlecht ist sehr gesunken!

»Aber jene Griechen waren ja blinde Heiden, und wir sind gläubige Christen!« Ich möchte den schalen Kopf sehen, der etwas Platteres sagen könnte. Nicht dem, der die Einwendung schalkhaft und gewiß nicht im Ernste macht, sondern dem einfältigen, geraden, wahrheitliebenden Menschensinn antworte ich. Und was?

Das Christenthum wirkt, wie sein Meister Christus! Es gibt keine Augen dem, der keine hat, sondern es erleuchtet die Augen der Blinden. Es schafft keine Ohren, aber es macht taube Ohren hörend. Es ist Geist und Leben und Kraft für jegliches Gefäß, jeden Körper nach seiner Organisation und Empfänglichkeit. Es verschönert Alles nur nach seiner innern, individuellen Verschönbarkeit. Also können die »blinden« Heiden, ihrer Anlage nach, in Ansehung ihrer Organisation und Bildung, nach dem unerforschlichen freyen Willen ihres Schöpfers, weit schönere Gestalten gewesen seyn, als wir, obgleich manche ihrer würdigsten Fähigkeiten, deren Entwickelung nur dem Christenthume vorbehalten ist, in ihnen nicht entwickelt wurden.

Doch wer nichts von Religion hören mag, höre das: man vergleiche nur Wirkung und Wirkung, um Ursache und Ursache vergleichen zu können. Nur jetzige deutsche, und alte griechische Schriftstellerey. . . Ich werde unwillig über mich selbst, daß ich auch nur an Beweise erinnern muß.

Kurz und gut . . die hohe Schönheit der Kunstwerke der Alten ist ewiges Monument ihrer schönern Natur, die sie nicht übertroffen, nicht einmahl erreicht hatten. Kurz und gut. . . der Künstler schafft nur so, wie jeder Mensch eine Sprache schafft; jeder Mahler, Künstler richtet und bildet sich ganz augenscheinlich nach der ihn umgebenden lebendigen Natur, und den Meisterstücken, die er vor sich hat. Wie leicht läßt sich daher jedes Mahlers Styl und Manier erklären? Physiognomie seines Zeitalters und seiner selbst. Mag er idealisiren und carricaturiren: er verschönert und verschlechtert sein Zeit-

alter. Man könnte aus seinen Idealen und Carricaturen den Mittelschlag von dem Charakter seines Zeitalters und seiner selbst abziehen.. Durch das, was ihn umgibt, wird er erweckt, gerührt, genährt und gebildet. Er kann allenfalls die schöne Kunst, aber nicht die schöne Natur seines Zeitalters übertreffen.

Die ganze Sache, die ich jetzt nur obenhin berührt, verdiente gewiß vollständige und tiefe Entwickelungen. Sie greift unaussprechlich tief in's Herz der Menschheit ein. Poesie, Beredsamkeit, Baukunst, alle bildende Künste, was sage ich, Moral und Religion würden durch Beleuchtung der Materie von Ideal und Copie, Schöpfung und Nachahmung unendlich gewinnen. Man nenne Etwas in der menschlichen Natur, das nicht Ideal, Nachahmung oder Carricatur ist?

# IV.

## Über die Hände.

Daß die Hände der Menschen so verschieden und sich so unähnlich sind, wie ihre Gesichter, ist eine Erfahrungssache, die keines Erweises bedarf.

So wenig man zwey sich vollkommen ähnliche Gesichter finden kann, so wenig wird man zwey sich vollkommen ähnliche Hände von zwey verschiedenen Personen finden. — Je ähnlicher sich die Gesichter, desto ähnlicher die Hände.

So verschieden die menschlichen Charaktere überhaupt sind, so verschieden sind alle einzelnen Theile ihres Körpers; und derselbe Grund von der Verschiedenheit ihrer Charaktere ist es auch von der Verschiedenheit der Beschaffenheit aller ihrer einzelnen Gliedmaßen.

Diese Verschiedenheit des Charakters zeigt sich, zuverlässigen Erfahrungen zu Folge, besonders auch in den Händen.

Abermahl sonnenheller Beweis von der Allgewalt der Nichtbeobachtung, daß man hieran zweifeln kann.

Die Verschiedenheit ist so vielfach, als alle wirklichen und möglichen Verhältnisse, Beziehungen, Veränderungen der Hände sind.

Es ist auffallend klar, daß jede Hand mit dem Körper, dessen Glied sie ist — natürlicher Weise (das heißt außerordentliche Zufälle ausgenommen) — in der möglichsten Analogie steht. Die Knochen, die Nerven, Muskeln, das Blut, die Haut der Hand sind offenbar Fortsetzungen derselben Knochen,

Nerven, Muskeln, desselben Blutes, derselben Haut des ganzen Körpers, dasselbe Blut im Herzen, im Haupte und in der Hand: die dem Kinde begreiflichste Sache, die nicht angeregt werden sollte, und doch angeregt werden muß, weil darauf das angestaunte, angelachte Geheimniß der Handphysiognomie beruht.

Nicht zu irgend einem andern Körper, als gerade zu dem, dem sie zugehört, kann irgend eine Hand passen.

Beweist Ihr das Gegentheil von dem, was Ihr beweisen wollt. Einmahl — wäre viel von dieser Homogenität zu reden — wer soll davon urtheilen? — Ich meine der Physiognomist — oder Niemand, — der Physiognomist, der die Harmonie der verschiedenen Theile des Körpers oft innig gefühlt, zergliedert, und wieder zusammengefühlt hat. — Und der Physiognomist? — Der vermißt eben unaussprechlich oft diese Homogenität; der bemerkt eben beynahe in allen Werken der Kunst diese Zusammenflickung des Heterogenen. »Aber wo nun dieß Homogene in die Augen fällt?« Da ist keine Zusammenflickung, da hat der Künstler sein Original — glücklich idealisirt? nein, ganz erträglich copirt; ein Original, oder das Zusammengelesene war analog, und ließ sich, zwar auch nicht zusammenflicken, sonder zusammenmaßen, ansetzen und verstreichen, so daß es für homogen passiren konnte.

Gewiß bleibt es immer, und nicht nur gewiß, sondern auch klar, daß keine Hand, kein Finger der Natur an irgend einen andern Stumpf von Hand oder Arm, als gleichfortlaufend so, daß es nicht Flickwerk sey, angepaßt werden kann. Ob die Kunst (die doch nichts, gar nichts als Nachahmerinn der Natur ist, seyn soll und seyn kann) gescheider sey als die Natur, laß ich dahin gestellt seyn. Die Kunst, deren Wesen Beschneidung, Stümmelung, Flickwerk ist, übertüncht freylich, und wenn sie es auf's Höchste getrieben, hat sie unmerkbar übertüncht. Die Natur wirkt von innen heraus, die Kunst von außen hinein. Die Natur wirkt auf alle Puncte,

die Kunst auf Einen. Die Natur umfaßt das Ganze zugleich, die Kunst immer nur Oberfläche, nur einen Theil der Oberfläche. Wenn also etwas am Menschen charakteristisch ist, oder welches gleich viel ist, wenn sich nicht alle Menschen in Bildung und Charakter vollkommen ähnlich sind, so ist auch die Hand besonderer Charakter des besondern Menschen, dem sie angehört. Sie ist also so gut, als irgend etwas, ein Gegenstand der Physiognomik, und ein sehr bedeutsamer, und vorzüglich bemerkenswerther Gegenstand, wegen ihrer Unverstellbarkeit sowohl, als wegen ihrer Beweglichkeit.

Aber auch wegen ihrer Beweglichkeit. Kein beweglicheres, articulirteres Glied am menschlichen Körper. Mehr als zwanzig Gelenke und Charnieren machen sie auf verschiedene Weise beweglich. Diese Beweglichkeit zeigt nicht nur den physiognomischen Charakter der Hand, mithin auch des Körpers, von dem sie ein so unmittelbarer Theil ist, sondern auch den Temperamentscharakter und sehr viel von dem Charakter des Geistes und des Herzens.

Ruhend und bewegt spricht die Hand. Ruhend zeigt sie die natürlichen Anlagen, bewegt mehr die Leidenschaften und Verrichtungen des Menschen.

Wie der ganze Körper, so ist die Hand. Wie die Bewegung des Körpers, so die der Hand.

Die Hand, Kleinod und Ehre der Menschheit, Siegel seines hohen göttlichen Adels, ist also auch Ausdruck der innern Menschheit.

Man durchgehe West's und Vandyk's Hände, und man wird unglaubliche Dinge sehen.

## Tafel 13. (a) Neun Händeumrisse.

Eine Sammlung von nachgegossenen Händen von Wachs oder Gyps, sammt einer genauen Beschreibung von dem Charakter der Person, von welcher sie abgegossen sind, wie leicht

zu machen von einem Fürsten! Welch eine Schule für den Physiognomisten! Carl August von Weimar und Göthe, wollt Ihr den Anfang machen?

Hier eine Tafel, worüber ich wenig zu sagen weiß, weil sie nur nach Zeichnungen aus der Papiertasche eines geschickten Mahlers copirt sind. Was ich darüber sage, ist bloß dunkles physiognomisches Gefühl, denn ich glaube nicht, daß ich über fünf oder sechs Frauenzimmerhände nur angesehen habe. Die fünfte und neunte ausgenommen, alles weibliche Hände und selbst die fünfte und neunte von weiblicher Zartheit.

Unter allen keine rohe, gewaltsame, freche, alle von zart-reinlichen, edlen Personen.

1. und 3. wettstreitend mit 5. um den Ausdruck von Reinheit und Adel.

2. scheint weiblicher als 1. und 3., und weniger Frauenzimmer-Kunstfertigkeit zu besitzen.

4. noch zarter und noch weniger kunstgeschickt.

5. Ich wollte fast wetten dürfen, sie ist eines äußerst edlen reinlichen, geschmackvollen Zeichners, ohne Genie.

6. Ich finde sie ohne alle Größe und Kleinheit sehr sanft und edel.

7. Diese scheint mehr Adel und Größe zu haben.

8. herzgut und mittheilsam, und sehr weichlich.

9. mag von einem ganz feinen, guten, zarten Manne seyn, der aber gewiß nie etwas Großes unternehmen konnte.

Wenn ich eine Gesellschaft von guten mitleidigen Menschen zeichnen wollte, ich würde von diesem Blatte wenigstens acht dazu entlehnen.

## Tafel 14. (B) Dreyzehn Händeumrisse.

1. Obgleich die Zeichnung etwas verfehlt seyn mag, sicherlich keine Hand eines edlen, fein fühlenden, weislich wirkenden Mannes.

2. auch keines rohen, eines feinen und beherzten Mannes.

3. eines beynahe erhabenen Künstlers, oder Kunstfähigen. Viel Ausdruck davon scheint schon allein in diesem Umrisse des Daumen zu liegen.

4. viel gemeiner, doch kann sie noch eines Künstlers Hand seyn; nur gewiß keines so erhabnen, so fein fühlenden, wie 3.

5. eines beredten, leichtthätigen, gescheiden Mannes von Geschmacke.

6. sehr wahrscheinlich eines Phlegmatisch-Sanguinischen, der gewiß in seinen Schriften und seinem Hauswesen keine Ordnung hat.

7. eine wirklich erhabene, edle Hand.

8. durch die Länge, Form der Finger, noch um einen merklichen Grad erhabener.

9. nicht nur der Stellung, sondern auch der Zeichnung nach eines beredten, geschäftigen, wohlanstelligen Mannes.

10. von demselben Charakter.

11. gewiß keines harten, spröden, gewiß keines neidischen, keines steifen, hartnäckigen.

12. eines äußerst edlen, feinen, talentreichen Mannes von Geschmack, der gewiß in seinem Anzuge Reinlichkeit und Ordnung liebt in seinem ganzen Hauswesen.

13. sehr wahrscheinlich von einem gesunden wackern, arbeitsamen, guten Manne.

Die Hand — 14. eines sehr fein denkenden, festen, obgleich zarten, unweichlichen, doch nicht erhabenen.

---

## Beylage.

Hier noch einige Proben, zuvörderst sechs Silhouetten von männlichen Händen.

Ich weiß immer über besondere menschliche Hände noch sehr wenig zu sagen, weil ich noch wenige Zeichnungen davon

habe können machen lassen. Bey der großen Schwierigkeit, Hände genau nachzuzeichnen, bleibt ohne die Abgüsse nichts übrig, das leichter und sicherer wäre, als Silhouetten von Händen. Eine große Sammlung solcher muß uns ganz natürlich und leicht auf die mächtigen redenden Unterschiede der Umrisse von Händen führen, und uns unwiderstehlich fühlen lassen: die Hände sind verhältnißmäßig so verschieden und so charakteristisch, als die Gesichter.

Hier sind sechs männliche rechte Hände, deren Unterschiede sich am leichtesten durch Vergleichung der Daumenfinger und des äußersten Umrisses desselben bis ans Ende bemerken lassen. Sie sind alle der Statur der Personen, denen sie zugehören, vollkommen angemessen, so daß man aus jeder nicht nur die Statur und Größe des Ganzen und einzelner Theile, sondern auch den physiognomischen Charakter des Gesichtes erkennen kann. Wie die Umrisse der Hand, so die Umrisse des Gesichtes. Sind die einen weich, sind es die andern auch, gewaltthätige Zufälle und übermäßiges Arbeiten ausgenommen, wiewohl auch diese den Grundriß der Hand nur so wenig merkbar verderben, als etwa die Leidenschaften die Form des Schedels verändern. An seinem Orte soll, will es Gott, dieß Verhältniß unwidersprechlich dargethan werden; und was ist damit dargethan? dargethan, daß Alles am Menschen Eins ist; daß, wie Gott allen seinen Werken etwas von seinem Charakter eingedrückt hat, also der Geist des Menschen aus allen seinen Gliedern zu erkennen ist; daß Alles Eins, Alles Offenbarung des Einen in Allem ist; daß, wenn die Wurzel heilig ist, es auch die Zweige sind.

Ganz trocken will ich nun mit zwey Worten gewissenhaft den Hauptcharakter von jeder, wie er mir bekannt ist, hersetzen.

1. hat viel Talente, die noch an Genie gränzen; tiefen musikalischen Sinn, und ist kurz, trocken und fest in seinen Worten und Thaten; die Statur lang, wankend, fleischig, unscharf; der Charakter etwas rauh, aber treu und wohlbehalten.

2. hat viel Talente zur Musik. Die Statur ist etwas kürzer als 1., stiller, unzulänglich. Die Umrisse des Gesichtes flach, einfach, niedlich.

3. von einem Jünglinge von vielen Talenten und feinem Geschmack, mittelmäßiger Statur und runder, beynah etwas aufgeblasener Gesichtsform.

4. eines jungen Künstlers von der größten Hoffnung. Die schönste unter allen, wie mir däucht. Länglicher runder Statur, runder Gesichtsform.

5. eines jungen Künstlers von vielem Fleiße, vieler Bestimmtheit und scharfer Aufmerksamkeit. Die Statur ist mittlerer Art. Alles vollrund, wie gedrechselt.

6. eines sehr talentreichen, schlauen, aber — nicht delicaten, nicht feinfühlenden Jünglings, kurzer Statur, eckiger Gesichtsform.

Die nur dem Fleische nach mit einem Bleystift gezeichneten Hände (auf derselben Tafel 7. 8. 9.) sind von einer langen, schlanken, gut gebildeten Person, deren Kopf länglich wie die Statur, und obenher rund ist, wie Arme und Finger. Ich darf, obgleich sie meine Frau ist, sagen: sie bezeichnen, wie ihr Gesicht, sanfte, weibliche Stille, Wohlanstelligkeit, Sittsamkeit, Reinlichkeit, und keine heftigen Leidenschaften.

Hier folgen rechte Hände von drey andern Frauenspersonen (10 — 12).

Wem ist der charakteristische Unterschied zwischen Dieser und Jener nicht auffallend; wer sieht nicht das weniger Zarte, weniger Feine und Sanfte darin? Alle drey von sehr verständigen Personen, die mittlere von einem Mädchen von 13 Jahren von großen Talenten. 1. ist härter und zäher und dennoch schnell empfindlicher, als 3. Dieß scheint wie durchaus in allen Fingern von Beyden auffallend, und so ist auch Gestalt und Charakter. 2. wird leicht — 3. selten Thränen vergießen.

## Einige Daumen.

Die Verschiedenheit dieser Daumen ist für ein geübtes Auge so sprechend als die Gesichtsform. Man lasse mich's noch einmahl wiederhohlen: die Gesichtsform wird mit der Zeit so gewiß aus dem bloßen Daumen gefunden werden können, als bereits von jedem nicht ununterrichteten Zeichner die Gesichtslänge daraus gefunden werden kann.

13. ist von einem feinfühlenden, witzreichen, verständigen Manne von etwas weichfleischiger, mittelmäßiger Bildung.

14. von einem sehr geschickten Clavierspieler, der weniger schlank ist als der vorige.

15. von meiner Frau, die wir schon kennen.

16. von einem jungen äußerst geistvollen Knaben von 13 Jahren, der nicht eben schön, aber sehr proportionirt gebildet, und dessen Gesichtszüge so bestimmt gezeichnet sind, wie diese Umrisse des Daumens.

17. meines Knabens, mittlerer Statur, bestimmt gezeichnet, gutmüthig lebhaft, und fest entschlossen.

18. zuletzt hat nur zwey Glaiche, und kann also vorne sich nicht zurückbiegen. Er ist von einer länglichen, beynahe etwas steifen Statur, sonst von einem lebhaften, activen, leicht beweglichen und dennoch im Grunde festen Charakter.

19. ist vielleicht bis auf einige poetische Ähnlichkeiten der höchste Contrast von 13. von einer kurzen, kleinlichen, doch wohlgebildeten Statur. Etwas Breites und Eckiges hat der Kopf, wie die Hand.

# V.

## Von dem Charakter der Handschriften.

Kann man es nicht als ein Axiom über die menschliche Natur annehmen, oder steht nicht zu hoffen, daß man es, bey mehrerer Erforschung der menschlichen Natur, als ein Axiom annehmen werde:

»In der menschlichen Natur ist kein wahrer Contrast oder Widerspruch.«

So viel ist gewiß: kein Glied am menschlichen Körper widerspricht dem andern. Keines hebt das andere auf; jegliches ist mit jeglichem zusammenhängend; jedes jeglichem untergeordnet; jedes wird von Einem und demselben Geiste bewegt; jedes ist von der Natur und dem Temperamente des andern, obgleich sich dieses Temperament in dem einen mehr, als in dem andern zeigen und äußern mag. Inzwischen hat jedes Glied am Menschen den Charakter des ganzen Körpers; es ist nichts Zusammengeflicktes in der Natur. Nur die Kunst schneidet weg und flickt an. Die Unerreichbarkeit der Natur wird immer ihre Ganzheit und Homogeneität seyn. Sie setzt nichts an, sie schafft alles aus Einem, bildet alles aus Einem heraus. Die Hand aus dem Arm, und mit dem Arm die Finger aus beyden und mit beyden... Die offenbarste, die nicht gefühlteste Wahrheit... Fundament abermahl aller Physiognomik.. Siegel der Allbedeutsamkeit aller Theile des menschlichen Körpers — Siegel der großen, nicht erkannten, erst einem folgenden Jahrhundert aufbehaltenen Wahrheit: »daß aus Einem

gesunden Gliede, Einem richtigen Stück Umriß auf den ganzen Körper, mithin auf den ganzen Charakter geschlossen werden kann.« Das ist mir Wahrheit, wie meine Existenz. Es wird Wahrheit bleiben, so lang die Natur — Natur bleibt. . .

Ohne weiter zu entwickeln oder zu beweisen, werde ich nun wohl weiter gehen, und ohne Besorgniß eines Widersprechers behaupten dürfen:

Daß alle körperlichen Bewegungen des Menschen sich nach seinem Temperamente und seinem Charakter — modificiren; daß jede Bewegung des Klugen anders ist, als dieselbe Bewegung des Unklugen; daß der Choleriker anders schreitet, und sich trägt, als der Phlegmatiker; der Sanguiniker anders als der Melancholiker. »Daß (ich glaube, Sterne sagt es, oder Labruyere?) der Weise seinen Hut ganz anders von der Stelle nimmt, wo er ihn hinlegte, als der Thor.«

Ferner — daß unter allen Bewegungen des menschlichen Körpers keine so mannigfaltig sey, als die der Hand und der Finger.

Und unter allen Bewegungen der Hand und der Finger keine so mannigfaltig, als die, welche das Schreiben verursacht. Das einfachste Wort, das so bald hingeschrieben ist: wie viele verschieden angelegte Puncte enthält es! aus wie mancherley Krümmungen ist es zusammengebildet!

Ferner ist offenbar, daß jedes Gemählde, jede Figur im Gemählde, und für den Kenner und Beobachter, jeder Zug den Charakter des Meisters hat.

Kein einziger Zug aus einem Kupferstiche von Wille hat den vollkommenen Charakter irgend eines einzigen Zuges aus einem von Schmidt.

Laßt hundert Mahler, laßt alle Schüler Eines und desselben Meisters dasselbe Bild nachzeichnen, und alle Copien dem Original auffallend ähnlich seyn: jede Copie wird dennoch sicherlich einen eigenthümlichen Charakter, den Charakter ihres Verfassers, wenigstens eine Tinctur davon haben.

Die Sache bedarf keines andern Beweises, als des bloßen Anschauens. Sollte dieses von den Zeichnungen und Figuren, die man Handschriften nennt, weniger wahr seyn? Wird diese Verschiedenheit aller Handschriften nicht allgemein anerkannt? Was sag' ich? richten nicht sogar förmliche Tribunale, die sonst auch die Physiognomie des ganzen Menschen verwerfen, über die Physiognomie der Handschrift? das heißt: setzt man es nicht als die höchste Wahrscheinlichkeit voraus, daß (seltene Menschen ausgenommen) jeder Mensch seine eigene, individuelle und unnachahmbare, wenigstens selten und schwer ganz nachahmbare Handschrift habe?

Und diese unläugbare Verschiedenheit sollte keinen Grund in der wirklichen Verschiedenheit der menschlichen Charaktere haben?

Man wird einwenden: »Ebenderselbe Mensch, der doch nur Einen Charakter hat, handelt oft, dem Anscheine nach wenigstens, so verschieden, wie möglich.« Und dennoch, selbst seine verschiedensten Handlungen haben Ein Gepräge, Eine Färbung, Einen Gehalt. Der Sanftmüthigste kann zornmuthig seyn, aber sein Zorn ist nur sein Zorn, und keines Andern. So zürnt kein anderer Zornmüthiger, und kein anderer Sanftmüthiger, wie er. Sein Zorn hat dasselbe Gepräge, dieselbe Tinctur, wie seine Sanftmuth. Sein Blut behält eben dieselbe Mischung, wenn er zürnt, wie, wenn er sanftmüthig ist, oder bekömmt wenigstens nicht die Mischung, die das erhitzte Geblüt des Zornmüthigen hat. Er hat nicht die Nerven, nicht die Empfindsamkeit, die Reizbarkeit, die den Zornmüthigen zum Zornmüthigen macht. Gerade so mag es sich auch mit der Handschrift verhalten. Wie der Sanftmüthige zürnen kann, so kann der Schönschreiber schlecht schreiben, aber seine schlechte Schrift hat dennoch durchaus einen andern Charakter, als die des Schlechtschreibers, wenn er schlechter als gewöhnlich schreibt; seine schlechte Schrift hat dennoch etwas von dem Charakter seiner Schönschrift, und die schlechte Schrift

des Schlechtschreibers etwas von dem Charakter seiner bessern Schrift.

Dem möchte aber auch seyn, wie man wollte, so würde diese Verschiedenheit der Schrift eines und desselben Menschen kein Beweis wider die Bedeutsamkeit der Handschrift, sondern vielmehr ein klarer Beweis dafür seyn; denn eben aus dieser Verschiedenheit erhellet, daß sich die Handschrift eines Menschen nach seiner jedesmahligen Lage und Gemüthsverfassung richte. Derselbe Mensch wird mit derselben Tinte, derselben Feder, auf demselben Papiere seiner Schrift einen andern Charakter geben, wenn er heftig zürnt, und wenn er liebreich und brüderlich tröstet. Wer will es läugnen, daß man es nicht oft einer Schrift leicht ansehen könne, ob sie mit Ruhe oder Unruhe verfaßt worden? ob sie einen langsamen oder schnellen, ordentlichen oder unordentlichen, festen oder schwankenden, leichten oder schwerfälligen Verfasser habe? Sind nicht überhaupt beynahe alle weiblichen Handschriften weiblicher, schwankender, als die männlichen? Je mehr ich die verschiedenen Handschriften, die mir vor die Augen kommen, vergleiche, desto sicherer werde ich, daß sie physiognomische Ausdrücke, Ausflüsse von dem Charakter des Schreibers sind. Dieß wird schon dadurch einiger Maßen wahrscheinlich, weil jede Nation, jedes Land, jede Stadt, im Ganzen genommen, bey aller innern himmelweiten Verschiedenheit, dennoch einen eben so leicht merkbaren Hauptcharakter im Schreiben hat, als es ihre Physiognomien und Bildungen überhaupt haben. Dieß mag jeder wissen, der weitläufige Correspondenz hat. Und wenn er nur wenig Beobachter ist, wird er oft aus der bloßen Adresse (ich meine nicht bloß dem Style der Adresse, der freylich mehrmahls, wie die bloßen Aufschriften der Bücher, auch sehr entscheidend von dem Charakter ihres Verfassers zeuget), ich meine, aus der bloßen Handschrift der Adresse, auf den Charakter des Briefstellers schließen können.

Alle Nationen, beynahe alle Städte haben Nationalhandschriften, so wie sie Nationalgesichter haben, davon jedes etwas vom Charakter der Nation hat, und dennoch jedes von jedem so verschieden ist: so mit den Schülern desselben Schreibmeisters; alle schreiben ähnlich, und jeder dennoch mischt eine Tinctur seiner Selbstheit bey, oder er piquirt sich bloß, nachzuahmen.

Um dieser Materie einiges Licht und Gewißheit, wenigstens einige Anschaubarkeit zu geben, habe ich einige Tafeln Handschriften genau nachstechen lassen. Hier sind sie mit wenigen Anmerkungen.

## Erste Tafel.

### Handschriften.

Die erste Schrift ist vom Herrn von Haller; nachlässig und hingeklext scheinen die Buchstaben, aber die Zeilen sind parallel. Das erste ist Phlegma, das zweyte Ordnungsliebe. Leichtigkeit und Reinlichkeit sind auffallend.

2. Von einer sehr activen, anstelligen, beredten, schnell und klugwürdigen Frau.

3. Vom Herrn D. Sulzer. Wer wird sagen: eines langsamen? dummen? Wer nicht: eines witzreichen, leicht anstelligen Schnellschreibers?

4. Vom Herrn Professor Meister, einem unbeschreiblich gelenksamen, fruchtbaren Menschen. (Sein Charakter ist in Selchow's Briefen an Welmar unübertrefflich wahr geschildert, und mit 2. bezeichnet.)

Alle vier von leichten schnellen Arbeitern und Geschäftsmenschen aus vier verschiedenen Orten . . . Alle vier liegend und schwungreich.

5. Von Herrn Crügot, dem Verfasser des Christen in der Einsamkeit. . . Leicht hingesetzt mit der äußersten Federspitze! Leichtigkeit, Geschmack, Beredsamkeit.

6. Von einem sehr feinen, leichtthätigen, geschmackvollen, scharfsinnigen Manne.

7. Von einem außerordentlich entschlossenen, schnellthätigen, anstelligen Manne.

## Zweyte Tafel.

8. Wie fest, klug reinlich, ordentlich bedächtlich, quadrat »So soll es seyn!« Des Herrn Canonicus Breitinger!

9. Bey weitem nicht die Festigkeit, Kraft, Bedachtheit von 1.

10. Wie schulmeisterhaft, und von einem Schulmeister!

11. Von einem frommen, redlichen, alten ehrwürdigen Dechant.

12. Phlegmatisch, aber von einem Manne äußerst reinen Geschmacks und helldenkenden Verstandes.

13. Von meiner Wenigkeit. Welch ein Gemisch von Kindheit und gewaltsamer Anstrengung.

14. Von mir, wenn ich sudle. Wer sieht das sanguinisch Unständige nicht darin?

15., 16., 17. erklären sich selber.

Ich fasse zusammen:

der Kern und Leib des Buchstabens;

die Form, der Schwung des Buchstabens, seine Höhe und Länge;

die Lage des Buchstabens;

der Zusammenhang der Buchstaben;

die Weite und Enge der Buchstaben;

die Weite, Enge, Geradheit und Schiefheit der Zeilen; die Reinlichkeit der Schrift, Leichtigkeit, Schwerheit, sind

zu unterscheiden. Wenn alles dieß harmonisch ist, das ist, als harmonisch auffällt, ist es sehr leicht, etwas Bestimmtes von dem Hauptcharakter des Schreibers zu entdecken.

Und noch ein Wort zur Prüfung: — ich finde eine bewunderungswürdige Analogie zwischen der Sprache, dem Gange und der Handschrift der meisten Menschen.

# VI.

## Kunst, Künstler; Mahler, Musiker, Dichter.

### Allgemeine Betrachtungen.

Kunst ist Nachahmung, Künstler, — Nachahmer der Natur. Je mehr der Künstler die Natur bis zur Täuschung nachahmen kann, desto größer; je edlere Natur er nachahmt, desto edler und geistiger seine Kunst.

Wesentlich gehören also zur Bildung des Künstlers folgende Stücke:

a) Natur, schöne Natur.

b) Sehen der Natur.

c) Beobachten der Natur.

d) Fühlen der Natur.

e) Kraft und Folgsamkeit und Freyheit der Hand.

f) Gute Werkzeuge.

g) Anlässe und Ermunterungen, bildende Schicksale von außen.

a) Natur — schöne Natur! diese bildet, wenn ich so sagen darf, in ihrem Schooße den Künstler. Und der Künstler, den sie bildet, bildet sie nach sich. Sie bildet ihn anders in London, und anders in Amsterdam, anders im Heiligthume der Alpen, und anders im brandenburgischen Sandlande.

Wie die Natur, so der Nachahmer der Natur.

Kein schweizerischer Mahler wird sich über die Majestät seiner Berge und Rheinfälle erheben, und kein italiänischer über die Erhabenheit seiner schönen Menschengewächse.

b) Aber nun zur Natur, Auge, allererst zum Sehen.

Gutes, gesundes, leicht bewegliches, einfältiges Auge, das Tageslicht tragen mag, und durchdringen die Dämmerung.

c) Dann Auge zum Beobachten. Millionen Augen sehen, sehen gut, und beobachten nicht. Es gibt sogar mittelmäßige Augen, die sehr gut beobachten. Nicht alle Falkenaugen sind Beobachtersaugen. Freylich ist ein gutes, scharfes Auge zum Beobachten besser, als ein schwaches.

Und was gibt nun Beobachtungsgeist dem mittelmäßigen oder guten Auge?

d) Gefühl und Liebe.

»Aber unzählige kalte Seelen sind die besten Beobachter?« Ja und nein, kalt und gefühllos in tausend andern Dingen; aber das, was leicht und hell beobachtet werden muß, muß dem Beobachter lieb seyn; für das muß er Sinn und Gefühl und Fibern und Nerven haben. Es bleibt ewiges Gesetz der Natur, daß die Liebe die sehendste Beobachterinn ist. Liebe — Sympathie, anerkannte oder unerkannte Mitstimmung mit dem Objecte. Liebe, oder auch Haß? Haß? auch ja! denn was ist Haß, als Liebe der Freude an Unvollkommenheiten Anderer? der schärfeste Fehlerbeobachter ist es nur durch Liebe der Fehler des Andern. Also bleibt es mir ausgemachte Erfahrungssache, daß Liebe die Seele der Kunst ist; Wohlgefallen an irgend einer Vollkommenheit oder Unvollkommenheit der Natur. Wohlgefallen an Adel und Schönheit bildet Raphaels; Wohlgefallen an Mißgestalt und lächerlichen Charakteren Hogarths. Also keine Kunst in der Welt ohne Liebe, ohne Gefühl, ohne Rührung gewisser Saiten in unserer Natur durch gewisse Objecte; der rohgebauteste Künstler also muß wenigstens für das, was den Gegenstand seiner Kunst ausmacht, einen feinen Sinn, ein elastisches Gefühl haben.

Und dann e) Kraft, Folgsamkeit und Freyheit der Hand; und das kann nicht fehlen. Wo Gefühl ist, da ist Kraft, im Verhältniß mit dem Gefühle; derselbe Nerve ist in der Hand,

der sich in deiner Brust sanftzitternd zu schwingen scheint, wenn du den geliebten Gegenstand erblickest. Wichtige Wahrheit, Leser! wo Gefühl ist, da ist Kraft. So viel Gefühl, so viel Kraft; Kraft nähmlich in der Anlage; unentwickelt vielleicht, aber da ist sie! da, und der Entwickelung fähig ist sie. Gefühl wächst und fällt mit der Kraft. Kraft wächst und fällt mit dem Gefühle. Warum aber dann so oft so feines Gefühl im Beobachten der Natur, und so wenig Kraft, nachzuahmen? Weil Folgsamkeit und Freyheit fehlt, die nur Übung geben kann. Liebe macht freylich einen langen Weg kurz, und einen beschwerlichen leicht; aber, Übung im Gehen wird doch immer voraus gesetzt, wenn sie es wagen soll, den Weg zu gehen, den sie Kraft hätte zu gehen. Freyheit ist entwickelte, geübte, durch Übung losgebundene Kraft. O wenn der Knabe gleich den Bleystift nähme, nachzukritzeln den Felsen, den Baum, der seine erste Liebe gewinnt und sein Vertrauter wird, wie bald würde seine Kraft werden, wie sein Gefühl! Nicht ganz, wie sein Gefühl, das versteht sich, so wenig irgend eine physische Linie der mathematischen gleich rein seyn kann; aber doch in trefflichem Verhältnisse, doch sich seinem Gefühl sehr nähernd.

Nun gebt dem Künstler f) noch gute Werkzeuge; Ihr gemeinern Menschen, gebt ihm Papier und Bleystift und Pinsel und Farben, und hohe Zimmer, und Gott wird ihm dann gewiß.

g) Veranlassungen und Ermunterungen von außen, die ihn völliger ausbilden, nicht versagen. Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand, sagt das Sprichwort, und Physiognomik sagt: »dem gab Gott Verstand, Pfand, daß er ihm auch Amt, auch Wirkungskreis, Feld und Segen geben werde.« Mir ist es Beobachtung und Ahnung. Wie die Physiognomie des Menschen, so sein Schicksal. Der geborne Künstler, oder eigentlicher, der feinfühlende, gewißfühlende, schnellfühlende, tieffühlende, langfühlende, der es Kraft seiner Organisation und Bildung ist, der findet was er sucht.

Es ist eben so große Thorheit zu fragen, warum ward Raphael ein großer Mahler? als zu fragen: warum hat der Urheber der Natur sichtbare Gegenstände für's Auge gemacht? Der große Künstler ist nur mit Gefühl sehendes Auge; seinem durch's Gefühl sehenden Auge müssen also höhere Dinge erscheinen, wie Staub dem Auge des Maulwurfs. Ein Jeder wird, was er werden soll. Was Gott anfängt, vollendet Gott. Wie die Physiognomie des Künstlers, so sein Schicksal, so seine Kunst. Alle drey entwickeln und bilden sich mit einander aus; wohl verstanden, wir sprechen nicht vom glücklichen oder unglücklichen Schicksale, wir sprechen vom Schicksale, das den Künstler bildet. Und wir wissen, daß widriges Schicksal oft ihn schneller und besser bildet, als das, was man glücklich nennen mag.

Allen meinen Betrachtungen zu Folge sind die entscheidendsten Züge des Künstlers beynahe immer im Auge und in der Stirne, sehr oft bloß in den Augenbrauen. Bloß, das heißt, da am sichtbarsten, am sprechendsten.

Scharfe Augen, fest gezeichnete Umrisse der Augen, die auch in Stein oder Gyps, ohne Farbe, ohne Feuer, offen, keck, kühn scheinen würden, sind der großen; helleuchtende, lichtvolle Augen der erhabenen Künstler.

Die Werke des Künstlers sind wie seine Augen. Der Physiognomist sieht sein Auge in seinem Werke, und sein Werk in seinem Auge.

Künstleraugen mit zurückgeschobenem obern Augenlied arbeiten gemeiniglich vortrefflich im Detail; mit Augenliedern, die etwas schmachtend über den Augapfel herabsinken, tingiren alle ihre Werke mit Liebe, mit Geist.

Je kleinere beschnittene Lippen, desto netter und fester, je größer und geschweifter, desto kraft- und saftreicher ihre Werke. . .

Unsterblich sind die Werke aller Künstler, deren Nasen-

rücken von der Wurzel an bis zum Kopfe parallel und von merklicher Breite ist.

---

Musik ist Nachahmung der Naturtöne. Was der Mahler sehen muß, muß der Virtuose hören. Der Mahler muß Sinn haben für Einheit des Moments, der Musiker für die Succession. Hier sollte man denken, scheiden sich sogleich ihre Wege von einander. Physiognomien, die bestimmt sind, Momente zu fixiren, sollten also wesentlich verschiedenen Charakter haben von denen, die bestimmt sind, Successionen darzustellen; die Physiognomie des Mahlers sollte demnach stehender, die des Musikers fließender seyn.

Schwebender, unbestimmter, flüssiger, lockerer, wie es die Natur der Empfindungsempfänglichkeit und der Empfindungsmittheilsamkeit zu erfordern scheint, sind alle Musikergesichter, als die der Mahler. Noch Eines! Verzeihet mir, Virtuosen und Tongenies! Ich weiß nicht, ob es Raphaele in der Musik gibt, aber das weiß ich, daß ich noch kein Raphaelsgesicht von einem Musiker gesehen habe, und darf ich es sagen: ich zweifle, ob es eins geben könne? warum? die Natur des Schwebens, des beständigen Schwebens, das Wesentliche der Musik läßt nicht die ruhigstätige, stehende Gesichtsform zu, die zur Schöpfung einer momentanen Welt nöthig ist.

Ferner — noch ein Wort, das nicht so unsicher ausgesprochen werden darf. Der Blick des bloßen Mahlers ist gewiß überhaupt immer ruhiger, fester, dadurch treffender, als der irrende, schwebende des Musikers.

Man sollte glauben, der Charakter des bildenden Künstlers sollte in seinem Hauptsinn, dem Auge, und der physiognomische Charakter des Tonkünstlers im Ohre seyn. Die Ohren der Virtuosen habe ich noch nicht zu untersuchen Gelegenheit gehabt, doch zwey unter dreyen waren obenher sehr dünne, und beynah ohne Rand. Menschenforscher! sammelt hierüber genaue Beobachtungen! Fürsten, ihr könnt es den

Menschenforschern erleichtern. Thut es, und Ihr thut etwas Gutes.

---

Der Dichter ist Mahler und Musiker zugleich, und mehr als beyde zusammen.

Unzählige Wesen und Geistigkeiten kann kein Mahler nachfärben, oder nachzeichnen, kein Musiker nachtönen, die der Dichter aus Seele in Seele geben kann.

Schall des Dichters ist Musik in Prosa, Gedanke des Mahlers ist Dichterey im Geiste.

Wer ist Dichter? der Versebilder? Wortfärber? Teppichen gleich Gedankenausspanner? Bildergeber? Bardenphraseologe? Aber, siehe! das Bild, das er hertönt, hat weder Materie noch Form, weder Knochen noch Fleisch, weder Farbe noch Seele, und wenn Geistigkeit keinen Körper bekömmt, nicht Unsichtbarkeit sichtbar wird, wo dann die Dichtung? Da wo die Mahlerey ist, wenn der Mahler statt farbiger Gestalten den willkührlichen Nahmen hinsetzt; doch, welcher Mahler ist unsinnig genug, das zu thun, und dieß Geschäft Mahlerey zu nennen, und doch wie viele hochberühmte Dichter, und Dichter mit echter Dichtungskraft thun das! »Daß Anfang und Vollendung hebt den donnernden Fuß!« das heißt: für's Ohr blitzen? für's Auge donnern? Sind das Dichter? welchen Nahmen wollen wir ihnen geben? Nahmen müssen sie doch haben. Prosaische und flache Köpfe sind es gewiß nicht. Nun! mit dem Nahmen sey es noch dahin gestellt; es ist doch wenigstens ein Talent, Göttersprache zu sprechen... Aber Dichter?..

Wer ist Dichter?.. Ein Geist, der fühlt, daß er schaffen kann, und der schafft, und dessen Schöpfung nicht nur ihm selbst innig, als sein Werk gefällt, sondern von dessen Schöpfung alle Zungen bekennen müssen: »Wahrheit! Wahrheit! Natur! Natur! wir sehen, was wir nie sahen, und hören, was wir nie hörten, und doch was wir sehen und hö-

ren, ist Fleisch von unserm Fleisch, und Gebein von unserm Gebeine.« —

Nicht beleidigen will ich, aber, wie kann ich unbeleidigend fragen: Wo sind Dichter? Dichter, die ihrer eignen Seele Schöpfungen, oder vielmehr das, was sie mit Liebe sahen und hörten, und nur das, und das rein und ganz, herausblitzten, herausleuchteten, strömten, darstellten? Schöpfungen, in denen sich die Seele, wie die Gottheit in ihren Werken, erspiegelt? Schöpfungen, die der ewige Schöpfer durchregt und durchhaucht, in denen man, wie im lebenden und liebenden Antlitz, voll gegossen die lebende und liebende Seele erblickt, lieb gewinnt, anschmachtet, verschlingt? Schöpfungen, unangetastet vom Hauche, Ton, Schimmer, irgend einer Mode, Convention, künstlichen Manier?

Aber ist es möglich, ohne Ton und Manier Dichter zu seyn? Bodmer, Geßner, Ramler, Wieland (doch wenig), Lenz (am wenigsten vielleicht), Klopstock, Stollberg, Dichter, wie kaum eine lebende Nation aufweisen kann, sind nicht ohne Manier. Ist es also möglich, ohne Manier so zu dichten, in solcher inconventionellen Einfalt und Wahrheit seine eigene Seele mit allen ihren Wahrnehmungen, Gefühlen, Bewegungen, in seinen Bildungen und Schöpfungen darzustellen und mitzutheilen, wie die Sonne Strahlen ausstrahlt, ohne Grimaße, und was weiß ich noch mehr? so rein, einfältig, unbefangen, wie man im anmaßungslosesten Zustande für sich hin existirt, und lebt, und athmet, ohne an Zeugen oder Beobachter zu denken? — Konnte doch Raphael selbst sich nicht über die blechernen Glorien, die sein Zeitalter forderte, erheben? und ist nicht selbst von seinen erhabensten Werken fern alle Täuschung?

Dennoch wollen wir uns, so zusammengesetzt immer dieses Dichters oder anderer Dichter Charaktere seyn mögen, so schwer es ist, den bloßen Dichter herauszuscheiden, und, so unmöglich der herauszuscheiden ist, weil auch der wieder Re-

sultat aller Empfindungs- und Wirkungskraft der Natur ist, dennoch wollen wir's versuchen, etwas über Dichterphysiognomien hinzuwerfen.

Elasticität ist wohl das Wesentlichste im Charakter und der Physiognomie des Dichters. Leichte Rührbarkeit, Erschütterlichkeit, wiederhallende Schnellkraft, Möglichkeit und Disposition, Alles leicht und rein und ganz zu empfangen, und leicht und rein und ganz zurückzugeben; mit einem Zusatze zwar von seiner eigenen echten Individualität, welcher homogene Zusatz aber das nur aufhellt und reinigt, nicht trübt und befleckt, was man empfängt und gibt, und Medium wird allen Sinnen aller Menschen, das wahrnehmlich und fühlbar zu machen, was ihnen sonst unwahrnehmlich und unfühlbar wäre.

Der Dichter ist Prophet der Schöpfung und der Vorsehung Gottes, Mittler zwischen der Natur und den Söhnen und Töchtern der Natur. Bedarf es gesagt zu werden: Alle Propheten Gottes waren Poeten. Wer war es mehr, als David, Moses, Jesaias und Johannes? Die Sprache der Offenbarung ist Sprache der Dichtkunst, was Kunst? Sprache dichterischen, das ist, vollempfangenden, vollgebenden Gefühls. Poesie geht der Philosophie vor, wie der Herbst dem Winter. Wie, wie also muß der Dichter, der Prophet Gottes, und Offenbarer der Natur, ohne den die Natur Niemand kennt, so wie vom Umfange der Welt her nie ohne Poesie und Prophezie erkannt ward, wie muß der Mann Gottes und der Menschen gebildet seyn? wie nicht gebildet?

Von vorne her ließ es sich schon bestimmen —

daß er die feinste, sensibelste Bildung haben muß;

daß aber diese Bildung nicht nur markig, locker, rührbar zum Empfange;

daß sie auch elastisch, wiedertönend, zurückschnellend seyn muß zum Geben;

daß sie also weder aus bloß geraden oder harteckigen Linien und Umrissen, noch aus bloß weichen, abgerundeten, unwiderstehenden, leidsamen bestehen kann und soll.

Daß es schlechterdings keinen Dichter geben kann, der eine Stirne so ) oder eine Stirne so ( hat.

Dichter, sage ich, laßt mich die unangenehme Wahrheit wiederhohlen, oder zwey Männer nennen, die meinen Gedanken erklären, wenn er Erklärung bedarf.

Freunde, legt es der Physiognomik zur Last, wenn sie Linien und Charakter, wie sich vom Pope und Voltaire abstrahiren ließen, nicht unter reine Dichterzüge aufnehmen will. Lacht nicht, wenn sie vor solchen Gesichtern nicht sogleich laut und entscheidend ruft: »Dichter! Dichter!« Die Zeit wird kommen, und sie ist nahe, hoffe ich, daß man der Physiognomik allein das Monopolium, nicht geben, denn sie hat es schon, aber zugestehen wird. »Sie soll a) Dichtertalent, b) Dichtergefühl, c) Dichtergeist, d) Dichtergenie, e) Dichter, entscheiden!« oder wenn Ihr das noch nicht für möglich haltet, wartet auf die Entscheidungen der Nationen, laßt nur ihre Ideale hinter den Vorhang treten, das Händeklatschen vertönen, das Geblicke kühl werden, und einen wahren Dichter unangekündigt auftreten, oder seine wahre Dichtung in die Nation hineinwerfen und davon gehen! Oder stellt Milton und Shakespeare, neben die Pope und Addissons, die Voltaire und Boileaus, neben Jean Jacques, Rousseau, und wenn Ihr wollt, von allem deutschen Dichtervolke, das unterm Himmel ist, neben — Ihr wißt, wen ich meine! und dann, vergleicht ihre Werke mit ihren Gestalten, und entscheidet, wer ist Dichter? und entscheidet: wer soll entscheiden? Nun solltet Ihr mich nicht mehr mißverstehen, Leser, wenn ich Euch frage:

Habt Ihr auch schon einen Dichter gesehen?

Mit scharf und fest gezeichneten, groß oder kleinen sehr tiefliegenden Augen?

Einen mit Augenbrauen von starken gedrängten, jedoch kurzen Haaren, mit Augenbrauen, die nahe auf den Augen lagen?

Einen mit flach ausgebogner von der Nase zum Mund ungefähr so ( fortgehender Oberlippe?

Einen mit scharf verbissenen Lippen?

Einen mit brauner, lederartiger, trockner, schwer beweglicher, gleichgespannter Haut?

Einen mit eben flachem Schedel? mit perpendiculärem Hinterhaupte?

Leser, denen es um Wahrheit und Gewißheit zu thun ist: forschet, prüfet, aber nicht obenhin, sonder scharf; ich will meine Prüfungen mit den eurigen fortsetzen, und in den physiognomischen Zügen will ich es wagen, Linien von Köpfen hinzuzeichnen, die Dichter seyn müssen, und von Köpfen, die nicht Dichter seyn können.

---

## VII.

## Genie.

Was ist Genie? Wer's nicht ist, kann nicht, und wer's ist, wird nicht antworten *). Vielleicht kann es und darf es einiger Maßen, wer dann und wann gleichsam in der Mitte schwebt, und dem es wenigstens bisweilen gegeben ist, in die Höhe über sich, und in die Tiefe unter sich, hinzublicken.

Was ist Genie? was ist es nicht? Ist es bloß Gabe ausnehmender Deutlichkeit in seinen Vorstellungen und Begriffen; ist es bloß anschauende Erkenntniß? ist es bloß richtig sehen und urtheilen, viel wirken, ordnen, geben, verbreiten? ist es bloß ungewöhnliche Leichtigkeit zu lernen, zu sehen, zu vergleichen? ist es bloß Talent?

Genie ist Genius.

Wer bemerkt, wahrnimmt, schaut, empfindet, denkt, spricht, handelt, bildet, dichtet, sagt, schafft, vergleicht, sondert, vereinigt, folgert, ahndet, zielt, meinet, — als wenn es ihm ein Genius, ein unsichtbares Wesen höherer Art dictirt oder angegeben hätte, der hat Genie; als wenn er selbst ein Wesen höherer Art wäre, ist Genie.

Einen reichen oder weisen Freund haben, der uns in jeder Verlegenheit räth, in jeder Noth hilft; und

*) Ne cherchez point, jeune artiste, ce que c'est que „as-tu pas: tu ne le connaîtras jamais.“ Rousseau. „Le Génie qu'as-tu: tu le sens en toi-même. — Diction. de musique p. 360.

selbst reich seyn, und Andern in jeder Noth helfen; selbst weise, Andern in jeder Verlegenheit rathen zu können: siehe da den Unterschied zwischen Genie seyn und Genie haben.

---

Wo Wirkung, Kraft, That, Gedanke, Empfindung ist, die von Menschen nicht gelernt und nicht gelehrt werden kann, da ist Genie. Genie, das allerkennbarste und unbeschreiblichste Ding! fühlbar wie es ist, und unaussprechlich wie die Liebe.

Der Charakter des Genies und aller Werke und Wirkungen des Genies ist, meines Erachtens, Apparition. . . . Wie Engelserscheinung nicht kömmt, sondern da steht; nicht weggeht, sondern weg ist; wie Engelserscheinung in das innerste Mark trifft, unsterblich in das Unsterbliche der Menschheit wirkt, und verschwindet, und fortwirkt nach dem Verschwinden, und süße Schauer und Schreckenthränen, und Freudenbläße zurückläßt: so Werk und Wirkung des Genies.

Oder, nenne es, beschreibe es, wie du willst. Nenne es Fruchtbarkeit des Geistes, Unerschöpflichkeit, Quellgeist; nenne es Kraft ohne ihres Gleichen, Urkraft, kraftvolle Liebe; nenne es Elasticität der Seele oder der Sinne und des Nervensystems, die leicht Eindrücke annimmt, und mit einem schnell ingerirten Zusatze lebendiger Individualität zurückschnellt; nenne es unentlehnte, natürliche, innerliche Energie der Seele; nenne es Schöpfungskraft; nenne es Menge in- und excentrischer Seelenkräfte, Sammlung, Concentrirung aller Naturkräfte; nenne es lebendigen Darstellungslauf; nenne es Meisterschaft über sich selbst; nenne es Herrschaft über die Gemüther, nenne es Wirksamkeit, die immer trifft, nie fehlt in all ihrem Wirken, Leiden, Lassen, Schweigen, Sprechen; nenne

es Innigkeit, Herzlichkeit, mit Kraft sie fühlbar zu machen. Nenne es Centralgeist, Centralfeuer, dem nichts widersteht; nenne es lebendigen und lebendig machenden Geist, der sein Leben fühlt, und leicht und vollkräftig mittheilt, sich in alles hineinwirft mit Lebensfülle, mit Blitzeskraft; nenne es Übermacht über alles, wo es hintritt; nenne es Ahndung des Unsichtbaren im Sichtbaren, des Zukünftigen im Gegenwärtigen; nenne es tiefes erregtes Bedürfniß mit Ahndung innerer Kraft, die das Bedürfniß stillt und sättiget; nenne es ungewöhnliche Wirksamkeit durch ungewöhnliches Bedürfniß erregt und unterhalten! nenne es ungewöhnliche Schnelligkeit des Geistes, entfernte Verhältnisse mit glücklicher Überspringung der Mittelverhältnisse zusammenzufassen, oder Ähnlichkeiten, die sich nicht herausforschen lassen, im eilenden Vorbeyflug zu ergreifen; nenne es Vernunft im schnellsten Flammenstrome der Empfindung und Thätigkeit. Nenne es Glaube, Liebe, Hoffnung, die sich nicht geben, nicht nachäffen läßt, oder nenne es schlechtweg nur Erfindungsgabe, den Instinct. Nenne es und beschreibe es, wie du willst und kannst, allemahl bleibt das gewiß: das Ungelernte, Unentlehnte, Unlernbare, Unentlehnbare, innig Eigenthümliche, Unnachahmliche, Göttliche, ist Genie, das Inspirationsmäßige ist Genie, heißt bey allen Nationen, zu allen Zeiten Genie, und wird es heißen, so lange Menschen denken und empfinden und reden. Genie blitzt, Genie schafft; veranstaltet nicht, schafft! so wie es selbst nicht veranstaltet werden kann, sondern ist! Genie vereinigt, was niemand vereinigen, trennt, was niemand trennen kann; sieht und hört, und fühlt, und gibt und nimmt, auf eine Weise, deren Unnachahmlichkeit jeder Andere sogleich innerlich anerkennen muß; unnachahmlich und über allen Schein von Unnachahmlichkeit erhaben, ist das Werk

des reinen Genius. Unsterblich ist alles Werk des Genies, wie der Cherub Gottes, aus dem es fließt. Über kurz oder lang wird es erkannt und seine Unsterblichkeit gesichert, über kurz oder lang alles herabgewürdiget, was schwachen Köpfen Genie schien und nicht war; nur Talent, nur gelehrt, nur nachgeahmt, nur faltig war, nicht Geist war aus Geist, nicht Quell aus unleerbarem Drange der Seele, nicht war Kind der Liebe, Abdruck des innern Menschen, Ausgeburt und Ebenbild der verborgensten Kraft. Lauf alle Reihen der Menschen durch, die ganze Nationen und Jahrhunderte mit Einer Stimme Genie nannten, und deren Werke und Wirkungen unsterblich sind, und fortleben von Geschlecht zu Geschlecht, und nie zu verkennen, nie auszulöschen sind, wenn noch so viele, noch so stürmende Stürme über sie brausen; nenne unter allen Einen, der nicht gerade und deßwillen Genie heißt und war, weil er Ungelerntes und Unlernbares empfand, sprach, dichtete, gab, schuf! Unnachahmlichkeit ist der Charakter des Genies und seiner Wirkungen, wie aller Werke und Wirkungen Gottes! Unnachahmlichkeit, Momentanität, Offenbarung, Erscheinung, Gegebenheit, wenn ich so sagen darf! was wohl geahndet, aber nicht gewollt, nicht begehrt werden kann, oder was man hat im Augenblicke des Wollens und Begehrens, ohne zu wissen wie? was gegeben wird, nicht von Menschen, sondern von Gott, oder vom Satan.

Genie! tausendmahl, und wann mehr, als in unserer Aftergeniezeit weggeworfenes Wort; aber der Nahme bleibt nicht, jeder Hauch des Windes weht ihn weg, jedes kleine Talentmännchen nennt ein noch kleineres Genie, damit dasselbe hinwiederum zu kleinern herabrufe: seht die Höhe hinan —

> Der Cherub eilt mit vollen Flügeln,
> Und überfliegt dich, Libanon.

Aber Flieger, Rufer und Stauner, die sich einander wechselsweise hinauf- und herabrechneten, und vergenieten — die

Sonne geht auf, und wenn sie untergegangen ist, wo seyd ihr? Genien, Lichter der Welt! Sitz der Erde! Substantive in der Grammatik der Menschheit! »Ebenbilder der Gottheit, der Ordnung, Schönheit und unsichtbaren Schöpfungskräfte? Schätze eures Zeitalters! Sterne im Dunkeln, die durch ihr Wissen erleuchten und scheinen, so viel es die Finsterniß aufnimmt!« Menschengötter! Schöpfer! Zerstörer! Offenbarer der Geheimnisse Gottes und der Menschen, Dolmetscher der Natur! Aussprecher unaussprechlicher Dinge! Propheten! Priester! Könige der Welt . . . die die Gottheit organisirt und gebildet hat, zu offenbaren durch sie sich selbst und ihre Schöpfungskraft und Weisheit und Huld; Offenbarer der Majestät aller Dinge, und ihres Verhältnisses zum ewigen Quell und Ziel aller Dinge: Genien, von euch reden wir, euch fragen wir: hat euch die Gottheit bezeichnet, und wie? wie hat sie euch bezeichnet? eure Gestalt, eure Züge, eure Miene . . . Geberde? was ist es, das euch auszeichnet vor allen Sterblichen, die an eurer Rechten und Linken vorbeygehen? Bezeichnet seyd ihr, so wahr ihr seyd! wo immer nur das Zeichen Gottes zu finden seyn möge. . . .

Der Mann mit Mondstrahl im Gesicht
Wird's suchen und wird's finden. —

Natur versteht die Natur, und Genie ahndet das Genie. Blick des Künstlers faßt den Künstlerblick, wie Schwärmer den Schwärmer anzieht. Vor aller Vergleichung, vor allem Raisonnement, aller Überlegung fühlt das Genie die Nähe des Genies; sie erkennen sich, sobald sie sich sehen, entweder durch kräftige Anziehung oder mächtige Zurückstoßung. Dieß gehört zur Natur der Genien, was zur Natur des Magnets gehört, mit dem einen Pol anzuziehen, mit dem andern zurückzustoßen. Dennoch gibt es bestimmte und unbestimmbare lehr- und lernbare Kennzeichen von verschiedenen Hauptclassen von Genien.

Ohne mir anzumaßen, nur die wichtigsten bestimmen zu können, oder alle zu kennen, will ich das Wenige sagen, was ich hierüber bemerkt habe.

Wenn es wahr ist, was ich bis dahin immer wahr befunden habe, daß Genie das Genie sieht, ohne zu beobachten, das heißt, ohne sehen zu wollen; daß ihm zu sehen gegeben wird; daß es seine tiefsten, richtigsten Bemerkungen im Vorbeyfluge macht, ob sie gleich nachher der Verstand läutern und ins Reine bringen kann; daß es nicht sucht, sondern findet; so wie es, wie gesagt, nicht kömmt, sondern da ist, nicht weggeht, sondern weg ist; daß weder Verstand allein, so groß er seyn mag, noch Imagination allein, so lebhaft sie seyn mag, Genie ist; daß Blick Genie ist, die Seele in den Blick concentrirt, Blitzblick der schnellgespannten Seele — so ließe sich vielleicht schon a priori erwarten: hier zeigt sich das Genie, wenn es sich irgendwo zeigen muß. Nicht, daß es sich da allein zeige; nicht, daß es nicht in allen Muskeln und Nerven Sitz und Stimme habe; nicht, daß es in jeder Ader zucke und spucke . . . ich sage nur, es zeigt sich nirgends, es ist nicht vorhanden, wenn es sich da nicht zeigt; nicht, daß nicht Übung und feiner Beobachtungsgeist dazu gehöre, die so oft so erstaunlich nahe an einander gränzenden Schweifungen dieses Umrisses zu unterscheiden. Wirklich große Zeichner, die sich nicht besonders geübt haben, diese feinen Unterschiede zu bemerken, sind hierin ganz unzuverlässig. Ich werde in den physiognomischen Linien, wenn einmahl einige meiner Zeichner Blick und Sinn dafür werden gebildet haben, genaue Bestimmungen dieser Art vorlegen. —

Noch etwas von dem Auge des Genies, das sich nicht wohl zeichnen läßt, das aber nicht allen Genien gemein, wenigstens nicht an allen spürbar ist. Das ist nicht nur das Treffende, Blitzende, das sich aus der Zeichnung des Auges ergeben mag, sondern das Ausfließende, wenn ich so sagen darf. Sey es nun wirkliche Emanation, wie Licht aus Licht oder

sey es nun Bewegung der Materie des Elements, die licht, magnetisch, electrisch oder wie sie will, heißt, das Auge des Genies, des gesalbten Gottes, scheint Ausflüsse zu haben, die auf andre Augen physisch und unmittelbar wirken. Ich rede nicht von Ausflüssen, welche die Gestalt des genialischen Menschen haben solle, so etwas träumte ich mir nie! Ich bestimme die Natur dieser Ausflüsse auf keine Weise. Nur von einer Erfahrungssache rede ich, die beynahe zum Sprichworte geworden ist; von einer Erfahrungssache, die kein Mensch einen Augenblick bezweifeln kann, der einen Unterschied der Farben zugibt. Wie jeder Körper das Licht auf eine ihm eigene Art zurückwirft, die etwas von der Natur dieses Körpers, wo nicht an sich hat, doch ausdrückt: so gibt jedes Auge dem Lichtstrahl, der von ihm ausgeht, eine eigene Direction und Fibration; das Auge des Genies gibt ihm eine solche, die spürbarere Sensation auf jedes Auge macht, als jedes ungenialische Auge. Von dieser Art Augen sind aus ihren Porträten zu schließen, z. B. die vom Cardinal Retz, Vandyk, Raphael. Der Blick des Genies in seiner höchsten Trefflichkeit, wenn ich so sagen darf, ist beynahe wunderwirkend, unwiderstehlich, allerkannt, göttlich; ihm beugen sich die Knie, ihm schlagen sich die Augen nieder, ihm gehorchen, wie einer Gottheit, Alle, die er trifft. Durch diesen Blick voll allempfindbarer Überlegenheit, wie Rousseau so wohl sagt, verwandeln wahre Genies die andern in sich selbst. Ihre Macht ist in einem weiten Umfange geschäftig, innerhalb dessen man ihnen nicht widerstehen kann; kaum lernt man sie kennen, so gelüstet es uns sie nachzuahmen; und in ihrer Hoheit ziehen sie Alles, was sie umringt, zu sich hinauf.

---

Das wahre, volle, ganze Genie, das Licht bringt, wohin es seinen Blick wirft; Meister ist, wo sich sein Fuß hinsetzt; das Öden und Wüsten vor sich und hinter sich zurückläßt; das anzieht, wenn es anziehen, zurückstößt, wenn es zurück-

ſtoßen will; das kann, was es will, und nur das will, was es kann; das nie ſich kleiner fühlt, als wenn es am größten iſt, weil es noch unendlich höhere Welten voll Genies und Kräften und Wirkungen über ſich findet, je höher es ſich hinaufſchwingt, nur um ſo viel höhere Höhen entdeckt; das Genie, gewurzelt in die Erde, wie Nebukadnezars Stammbaum, und unter deſſen weit verbreiteten Äſten alle Thiere des Feldes, ſchattendürſtend ſich lagern; das Genie, das immer emporſtrebt, wenn tauſend Widerkräfte an ihm hinaufkrabbeln, es nach der Erde herunter zu reißen; das den Schmeichler zu Boden blitzt, den Verächter verachtet, ins Bubengelächter mit der Bonhomie eines Reichen, den man arm lügt, hineinlächelt; das Genie, das über Alles herrſcht, wie Daniels heilige Wächter ſchnellen vollendenden Rathſchluß über Alles gibt; das Urgenie, deſſen Denken Anſchauung, deſſen Empfindung That, deſſen That unwidertreiblich und unaustilgbar iſt: das hat ſeinen Hauptausdruck und das Siegel Gottes, nicht im obern Theil der Stirne, nicht im Blick und Augausdruck allein, ſondern vornehmlich in einer breiten, jedoch über den Sattel etwas gerundeten, gedrängten, etwas vorgebogenen Naſenwurzel, »da wohnen,« (nach dem vortrefflichen Ausdruck eines neuerlichen Schriftſtellers, den man mit mir zu verwechſeln mir die höchſt unverdiente Ehre anthat) »da wohnen fürchterliche Leiden, verſchlungen in die Rieſenkraft, die ſie trägt und überwindet, eingewurzelte Feſtigkeit und Fülle des Geiſtes.«

---

Doch habe ich auch große allanerkannte Genies ohne dieß Zeichen, ja mit den ſchwächſten Naſenwurzeln geſehen. Aber ihre Genialität war auch von jeher weſentlich verſchieden. So mächtig und ſtark ſie waren, ihre Stärke war nicht innerlich feſtgewurzelter Zuſtand, war nur hohe Geſpanntheit. Dieſe waren allemahl ſinnlicher, reizbarer, und von einer gewiſſen Seite ſchwächer, weibiſcher; hatten mehr ruhigen Verſtand, Vernunft, Abſtractionsgabe, Zergliederungsfähigkeit, verbrei-

teten sich mehr, hatten mehr Imagination, mehr Liebe, mehr Empfindung, mehr Vernunft als Geist; mehr Reizbarkeit als Kraft; zogen mehr an, als sie zurückstießen.

---

Intensische Genies, die auf einen Punct mächtig wirken, sind stärker geknocht, haben festeres Fleisch, sind schwerer und einfacher in ihren Bewegungen, haben festere Stirnknoten und perpendiculärere Stirnen, als

Extensische Genies, die auf weiten Umfang wirken. Diese sind zärter, länglichter, luftiger, lockerer gebildet, haben zurückgehende Stirnen u. s. f.

Alle Genies des Sehens, Empfindens, Handelns; alle Genies in der Welt, glaube ich, lassen sich überhaupt unter drey Classen bringen: Genies des Details; Genies für's Ganze, Genies für beydes.

1. Inspirationsähnlicher Sinn, unnachahmliche Kraft für's Kleine, Abgesonderte, Genie für's Detail, gemeiniglich Künstlergenie genannt (Hamiltons Papilion und Eydexe, und Teniers Köpfe machen es kennbar) hat seinen Adelsbrief im Scharfblick, größtentheils in dem hineingeschobenen obern Augenliede und der Intension eines unanziehenden ausflußlosen, nur einem Raubvogel gleich herausholenden Blickes, und kleinlich scharf gezeichneten Gesichtszügen. Sehet Augsburger und Nürnberger Mahler und Künstler die Menge.

2. Inspirationsähnlicher Sinn und unnachahmliche Kraft für ganze Felder, ganze Tableaux, ganze Massen, Genie für's Große, mit Vorbeygehung, Verachtung des kleinen Details, hat sein Zeichen in größern Gesichtstheilen, und weniger kleinlichen Zügen, wie Rubens, Vandyk.

3. Inspirationsähnlicher Sinn und unnachahmliche Kraft für's Große und Kleine zugleich. Ganzer Natursinn, denn die Natur schafft die ganzen herrlichen Bäume, und bildet jedes Blatt auf's fleißigste, bestimmteste aus. Die Natur ist frey ohne Zügellosigkeit, und bestimmt ohne Härte; dieß allein reine,

allein echte Genie, wo ist es, wo sind erläuternde Beyspiele? In der Künstler-, Dichter-, Philosophen-, Heldenwelt? Wo Umfasser des Ganzen, und Entzifferer jeder Einzelnheit? Wo, daß ich ihm Züge bezeichnen, und sie auf den ersten Blick kennbar machen könne? Ich kenne nur zwey, die ich nicht nennen, und deren Köpfe ich nicht hersetzen und sie von dieser Seite commentiren mag, weil sie meine Freunde sind, und weil ich mein Werk nicht weiter (wie einer von ihnen sagte) zu einer Schedelstätte meiner Freunde machen darf. So viel aber kann ich sagen, im Ganzen, im Ganzen ihrer Gestalt, ihrer Farbe, ihrer Bewegungen, ihres Ganges u. s. f. in allen Theilen, allen Zügen, allen Nüancen muß sich dieß ausdrücken; nicht hier und dort, nicht dann und wann, nur Ein Zug, Ein Blick, Ein Ton, Ein Tritt! Alles ist Harmonie, Leben Alles, Alles Ein Leben, dasselbe belebende Leben! Ihre Gestalt ist fest und schnellbeweglich zugleich; ihr Blick weit umsehend und schneidend, immer Mikroskop oder Teleskop — nach Belieben — divergirend und convergirend, langsam und schnell, ihre Farbe gelblichblaß oder violetröthlich, niemahls weißlich milchig, niemahls hochroth; oft sich wandelnd und wendend; ihr Gang ist leicht und fest, schwebend und auftretend; sie fliegen und wurzeln sich, treten unhörbar und stampfen u. s. f.

In dem Eschenburgischen brittischen Museum für Deutsche ist eine zwar nicht tiefe, jedoch lesenswürdige Abhandlung über den Einfluß des Genies auf Temperament und Charakter ꝛc.

Hier ein paar Gedanken aus diesem Aufsatze mit einigen Anmerkungen.

---

»Wahres Genie bringt natürlicher Weise eine Wärme und Empfindlichkeit des Temperaments hervor« (oder auch umgekehrt). »Es verträgt sich nie mit einer kalten oder phlegmatischen Gemüthsart. Alle seine Gefühle und alle seine Neigungen sind feurig, lebhaft und ausnehmend.«

Dieß ist durchaus nicht allgemein wahr. Das phlegmatische Temperament ist dem Genie so unentbehrlich, als das choleriſche immer. Das choleriſche allein ist vielleicht an ſich so wenig genialiſch, als das phlegmatiſche; und der Zuſatz an Phlegma ist zur Temperatur des Genies so weſentlich, als es eine Doſis von Gaben zu seyn scheint. Feuer und Waſſer beſtimmen beyde gleich mit der Reizbarkeit der Nerven, von denen alles abhängt. Die feurigſten Leute ſind oft die gefühlloſeſten, die genieloſeſten; ja ein bloß Feuriger iſt gewiß keiner wahren Begeiſterung fähig; freylich auch der bloß Phlegmatiſche nicht. Doch zeigt die Erfahrung, daß Kälte und Phlegma für tauſend Dinge, die Andre rühren, oft Wärme und Theilnehmung für Eins zeigen können, was niemand rührt. Und dieß Eine kann auch den kälteſten, phlegmatiſch'ſten Mann zum Genie machen; das iſt: ihn quasi inſpiriren. Ich kenne ſehr kalte Leute, die unerſchöpflich ſind im unlernbaren Originalgedanken. Man muß alſo nie ſchlechterdings von kaltſcheinenden Menſchen ſagen: Ohne Genie. So wenig ſich von allen feurigen Köpfen ſagen läßt: Genie. Kälte an ſich iſt so wenig Ungenie, als Wärme an ſich Genie iſt. Vielleicht macht beydes zuſammen noch nicht Genie, ſondern eine glückliche Miſchung, oder vielmehr eine ſolche Miſchung, da ſich alle die ſogenannten vier Temperamente wechſelsweiſe ſtoßen und reizen, läßt erſt den Funken entſpringen, der Genie heißt.

---

»Weder die Ergetzungen, noch die Leiden des Genies ſind von der gemeinen Art. Es gibt in ſeiner Empfindlichkeit für beyde eine gewiſſe Feinheit, die dem gemeinen Haufen völlig unbekannt und unbegreiflich iſt.«

Alles, was eigentlich in's Gebieth des Genies gehört, iſt ſchlechterdings unbegreiflich. Der Effect iſt da, iſt gewiß, iſt ſpürbar, aber unerkennbar, undenkbar die Urſache. So wenig Religion, die, als ſolche, nichts als Genie iſt, got-

tesgeistig, sich lernen oder lehren läßt, ich spreche von unmittelbarem Gottesgefühle, nicht von Theologie; von weltüberwindendem Glauben an die Zukunft, nicht vor einem hyperbolischen, auswendig gelernten Glaubensbekenntnisse; so wenig etwas wahrhaft Göttliches sich lernen oder lehren läßt, ohne daß der innere Sinn der Empfänglichkeit dazu vorhanden sey, so wenig es sich begreiflich machen, vertheidigen, demonstriren läßt: so unbegreiflich und unvertheidiglich ist alles eigenthümliche reine Wesen des Genies. Sich über Sachen des Genies vertheidigen, Genialität darthun, begreiflich machen wollen, heißt: demonstriren wollen, daß man ist. Die Göttlichkeit aller göttlichen Dinge muß gefühlt werden, wie die Göttlichkeit einer Physiognomie durch keine Zergliederung dem fühlbar gemacht werden kann, der sie nicht vor der Zergliederung fühlte. Wer Genie vertheidigt, ist gewiß kein Genie, und wer Vertheidigung fordert, gewiß ein schwacher Kopf. Der Genius Socrates hielt ihn ab, sich vor dem Blutgerichte zu vertheidigen. Die Dunse, die die Messiade in Empfang nahmen, vermochten mit alle ihrem Geschrey Klopstocken nicht, mit einem Worte sich zu vertheidigen. Die Schreyer haben sich verlaufen, und die Messiade steht. Alle Insectenheere von Regelmännern, die von Milton und Shakspeare nagen: haben sie ein Haar von ihrer Genialität beugen können?

»Magister Duns — mit welcher Wonne
»Des Neids bekrittelt er — Genie?
»Sieht jedes Fleckchen an der Sonne,
»Und sieht die Sonne selber — nie!"

Unbegreiflich ist jede Empfindung des Genies dem Ungenie, wie das Licht dem Blinden. Und so ist's auch seine Physiognomie. Das, was sie als Genie charakterisirt, ich meine dem Gefühle, ist ein anziehender und zurückstoßender Geist, der von seinem Gesichte, besonders von seinen Au-

gen auszugehen scheint, etwas Schreckendes, Fliegendes, Unerhaschbares, das jeden Pinsel toll macht.

»Das Genie erweckt gemeiniglich ein blutreiches und hoffnungsvolles Temperament; allein, wenn gleich das Genie einen natürlichen Trieb hat, eine muntere und sanguinische Stimmung der Seele hervorzubringen, welche seine gewöhnliche Gefährtinn ist, und welche es sorgfältig zu erhalten sucht, wenn nicht wiederholte Mißlingungen ihm den Muth niederschlagen, so pflegt es doch auch zu gleicher Zeit ein anderes, noch merklicheres und minder wandelbares Kennzeichen an sich zu tragen, nähmlich eine erhabene, sanfte und tiefsinnige Melancholie. Diese Gemüthsverfassung ist wirklich die unzertrennlichste Gefährtinn des Genies.« (Ich möchte sagen: die Mutter des Genies.) »Diese Gemüthsverfassung gibt dem ganzen Charakter einen Anstrich, wodurch er mehr ernsthaft, als heiter, mehr tiefsinnig, als leichtsinnig wird. Sympathie ist die unzertrennliche Gefährtinn des Genies.«

Ich thue hinzu, Sympathie, und nicht das Wesen des Genies, Genie selbst, doch Quelle des Genies!

# VIII.

## Vermischte Gedanken über Genie, Geniesprache, Menschengestalt.

Aus einem apokryphischen Buche. Altona 1761.
Ohne Anmerkungen.

1.

Wie der Mensch nach der Gleichheit Gottes erschaffen worden, so scheint der Leib eine Figur oder Bild der Seele zu seyn.

2.

Gewisse Schriftsteller müssen sich nicht schämen nährender Zeit, die Dichtersprache, so gut sie können, nachzulallen, die am Hofe des Gottes zu Delphos eingeführt war, nach dem bekannten Sprichwort —

Ουτε λεγει, ουτε κρυπτει, αλλα σημαινει.

3.

Nichts ist also mehr übrig, als die Grenzstreitigkeiten des Genies mit der Tollheit zu untersuchen. Das größte Schisma (Joh. X., 20.) hierin ist unter den Juden gewesen über den Vortrag eines Propheten aus ihren Brüdern. Einige sagten: ΔAIMONION εχει και MAINETAI, und sahen die Manie gleichfalls für die Wirkungen eines Genies an, ja wunderten sich gar, daß es Menschen von gesundem Bauernverstande möglich wäre, ihm zuzuhören. Auch Festus urtheilte, daß die

viele Belesenheit den Paulus verwirrt gemacht, und gab seinen fanatischen Schwindel den Büchern Schuld.

Die Beobachtung ist noch älter, daß alle Meister, die sich in der Philosophie, Politik, Poesie und Technik hervorgethan, Invaliden gewesen.

Da Jehu herausging zu den Knechten seines Herrn, sprach man zu ihm. »Sehet es wohl? warum ist dieser Rasende zu dir gekommen?« Er sprach zu ihnen: »Ihr kennet doch den Mann wohl und was er sagt!« Der Mann war Elisa.

Aristoteles führt den Ajax, der in seinem Wahnwitz Wunder that, und Bellepharon, welcher dergleichen gesehen haben mag, den Sokrates, den Plato, als vorzügliche Beyspiele solcher Märtyrer an, die an der schwarzen Galle gelitten, und vergleicht daher die schwarze Galle sehr weitläufig mit dem Wein in ihren Eigenschaften; erklärt auch alle Symptome der Bachanten und Propheten nach eben der Methode, in welcher Eli und die ungläubigen Juden das Zeichen der Zungen sich vorzustellen beliebten, über das Entsetzen der großen Haufen lächelten und den Schluß machten: Sie sind voll süßen Weins.

Die Vermuthung würde unterdessen zu weit gehen, wenn man Alle mit mancherley Seuchen und Qual Behaftete, die Besessenen, die Mondsüchtigen und Paralytischen, deren in den Evangelien erwähnt wird, für Genies jener Zeit und jenes Landes halten wollte. — Ungeachtet Hippokrates sich schon viele Mühe gegeben, das Θειον, dieß Kreuz der Kunst! zu vernichten, so entfährt ihm doch am Ende seiner Abhandlung der neue Grundsatz

παντα θεια και ανθρωπωπαντα.

4.

Der Geburtstag eines Genies wird gewöhnlich von einem Märtyrerfest unschuldiger Kinder begleitet.

5.

Alle ästhetische Thaumaturgie reicht nicht zu, ein unmittelbares Gefühl zu ersetzen, und nichts, als die Höllenfahrt der Selbsterkenntniß bahnet uns den Weg zur Vergötterung.

6.

Die kräftigsten Irrthümer und Wahrheiten, die unsterblichsten Schönheiten und tödtlichsten Fehler eines Buches (eines Genies und Geniewerkes) sind gleich den Elementen unsichtbar *), und ich bekümmere mich um die am wenigsten, die man in Augenschein zu setzen im Stande ist.

7.

Endlich krönte Gott die sinnliche Offenbarung seiner Herrlichkeit durch das Meisterstück des Menschen. Er schuf den Menschen in göttlicher Gestalt — zum Bilde Gottes schuf er ihn. Dieser Schluß des Urhebers löset die verwickeltsten Knoten der menschlichen Natur und ihrer Bestimmung auf. Blinde Heiden haben die Unsichtbarkeit erkannt, die der Mensch mit Gott gemein hat. Die verhüllte Figur des Leibes, das Antlitz des Hauptes, das Äußerste der Arme, sind das sichtbare Schema, in dem wir einhergehen. Doch eigentlich nichts als ein Zeigefinger des verborgenen Menschen in uns. Exemplum dei quisque est in imagine parva. Herz! sey ein stilles Meer! höre den Rath: Laßt uns Menschen machen, ein Bild, das uns gleich sey, die da herrschen! — Siehe die That — und Gott der Herr machte den Menschen aus einem Erdenkloß. Vergleiche Rath und That — bethe den kräftigen Sprecher **) mit dem Psalmisten — den ver-

*) — — — Small and indigui Shable
Like far-off montains tourned into Clouds.

**) Psalm XXXIII. 9.

meinten Gärtner *) mit der Evangelistinn der Jünger; und den freyen Töpfer mit dem Apostel helleniſcher Weltweiſen und talmudiſcher Schriftgelehrten an.

8.

Die Analogie des Menſchen zum Schöpfer ertheilt allen Creaturen ihr Gehalt und ihr Gepräge, von dem Treue und Glauben in der ganzen Natur abhängt. Je lebhafter dieſe Idee, das Ebenbild des unſichtbaren Gottes, in unſerem Gemüthe iſt, deſto fähiger ſind wir, ſeine Leutſeligkeit in den Geſchöpfen zu ſehen und zu ſchmecken, zu beſchauen und mit Händen zu greifen. Jeder Eindruck der Natur in den Menſchen iſt nicht nur ein Andenken, ſondern ein Unterpfand der Grundwahrheit: Wer der Herr iſt. Jede Gegenwirkung des Menſchen in die Creatur iſt Brief und Siegel von unſerm Antheil an der göttlichen Natur, und daß wir ſeines Geſchlechtes ſind.

---

Der dieſes ſchrieb — verachtet und zertreten von allen Phariſäern und Sadducäern ſeiner und meiner Zeit — iſt in meinen Augen ein Genie ohne ſeines gleichen! Und damit auch die Welt in ſeinem Unſinn Sinn vermuthe, habe ich zum Beſchluſſe dieſes ſeltſamen Fragmentes, das mir theurer ſeyn ſoll, als alle meine Fragmente, eine Stelle des Philoſophen Baco, citirt von dieſem Theoſophen, beygefügt. »Sciant itaque homines, quantum intersit inter humanae mentis idola et divinae mentis ideas: Humanae mentis idola nil aliud sunt, quam abstractiones ad placitum: divinae mentis ideae sunt vera signacula creatoris super creaturas, prout in materia per lineas veras et exquisitas imprimuntur et terminantur.

---

*) Joh. XX. 15. 17.

»Haeque ipsissimae res sunt veritas et utilitas, atque opera ipsa pluris facienda sunt, quatenus sunt veritates pignora, quampropter vitae commoda.«

O! Physiognomik, wann wirst du Schlüssel aller Geheimnisse — Ohr und Auge für alle Gotteswahrheit seyn!

# IX.

## Einige physiognomische Gedanken.

Das Ganze der betreffenden Abhandlung berühre ich vielleicht kaum. Ich hebe mehr nur einzelne, oft nur Nebengedanken aus, die ich für wichtig wahr, wichtig falsch, oder unbestimmt halte.

1.

Man sagt: »Leute mit gewölbten, zugespitzten Nasen sind witzig: Leute mit Stumpfnasen eben nicht.«

Nähere Bestimmung ist hier sehr nöthig. Ohne Zeichnung ist die Bestimmung fast unmöglich. Gewölbte Nasen, gewölbt in der Länge oder Breite?

Gewölbte Nasen, wie gewölbt? Das ist beynahe so unbestimmt, als wenn man von gewölbten Stirnen spricht. Alle Stirnen sind gewölbt. Unzählige Nasen sind gewölbt — der Witzigsten, der Dümmsten; wo ist der höchste Punct der Wölbung? wo hebt sie sich an? wo läuft sie aus? wie stark ist sie?

Wahr ist es, Leute mit zarten feinen, scharf gezeichneten, eckigen, unten spitzen, etwas gegen die Lippen niederhängenden Nasen, sind witzreich, wo sonst nichts Widersprechendes, Aufhebendes da ist. — Aber nicht umgekehrt durchaus wahr: »Leute mit Stumpfnasen eben nicht;« mit gewissen Stumpfnasen wohl; es gibt äußerst witzreiche Stumpfnasen, deren Witz freylich von ganz anderer Art ist, als der Spitznasen. Ich kenne ein allerliebstes Männchen mit einem unver-

gleichbaren Stumpfnäschen, das witzeln muß, sobald es die Feder ergreift, durch den Witz empfindet, durch den Witz liebt und haßt, und unerträglich trocken und witzlos im Reden ist.

2.

»Es fragt sich: Ist die gewölbte Nase (vorausgesetzt nur einen Augenblick, daß sie Witz, und die Stumpfnase Unwitz bedeute) ein bloßes Zeichen, daß der Mensch witzig sey; so daß sein Witz in andern uns unbekannten Ursachen seinen Grund habe; oder ist die Nase die Ursache seines Witzes?«

Ich antworte, Zeichen, Ursache und Wirkung zugleich.

Zeichen, denn sie zeiget Witz an. Sie ist unwillkührlicher Ausdruck vom Witze. Ursache, wenigstens Ursache des nicht größern, nicht geringern, nicht anderartigen Witzes, Grenzursache.

Wirkung des Geistes, der so und so ein Maß von Wirksamkeit hatte, daß unter derselben die Nase nicht kleiner bleiben, nicht größer werden und sich nicht anders formen konnte. Nicht nur die Form, sondern auch der Stoff, der die Form bildet, dessen Bildsamkeit durch seine Natur und Ingredienzien bestimmt wird, ist in Betrachtung zu ziehen. Dieser Stoff ist vielleicht der Urgrund der Form. Auf so und so ein Maß dieses gegebenen Stoffes mußte das unsterbliche, durch ihn beschränkte, Θειον im Menschen gerade nach der Empfängniß so und so wirken. Von diesem Moment an begann die bestimmte Federkraft dieser Geistigkeit. Wie die Stahlfeder erst durch Widerstand, Einsperrung, Beschränkung wirksam wird.

Also ist es nicht wahr, und wahr, daß wenigstens gewisse Stumpfnasen eine ewig unübersteigliche Vormauer sind, jemahls zum Witze zu gelangen. Nicht wahr, denn bevor die Nase so stumpf ausgezeichnet und umrissen ward, war die Möglichkeit nicht da, daß sie in dem gegebenen Körper, dem gegebenen Maße, in der bestimmten Organisation,

deren Resultat sie ist, anders geformt würde; es fehlte dem Geiste, dem Leben, dem Ich, das nach der Absicht des Schöpfers nicht so witzreich werden sollte, Spielraum sie herauszuspitzen. Nicht sowohl also die Nase an sich ist diese Vormauer.

Wahr aber, und gewiß ist, daß gewissen Stumpfnasen ein gewisses Maß von Witz durchaus uneinpfropfbar ist, und daß sich also, jedoch mehr witzig als philosophisch, sagen läßt, »sie seyen eine unübersteigliche Vormauer.«

3.

»Die Übereinstimmung der äußern Figur mit den innern Eigenschaften ist nicht die Folge des äußern Anstandes, sondern des physischen Zusammenhanges. Die Sache verhält sich also wie Ursache und Wirkung; mit andern Worten: die Physiognomie ist nicht bloß Bild des innern Menschen, sondern wirkende Ursache.« — Ich sage lieber Grenzursache. — »Bildung und Ordnung der Muskeln bestimmt die Denk- und Empfindungsart eines Menschen,« und, thue ich hinzu, »wird hinwiederum von dem Geiste des Menschen bestimmt.«

4.

»Man sagt, daß eine breite, vielumfassende Stirne Tiefsinn verrathe. Natürlich! zum tiefen Denken ist der Stirnmuskel ein unentbehrliches Werkzeug. Enge zusammengeschrumpft würde er doch wohl die Dienste nicht so leisten können, als nun, da er gleichsam wie ein Segeltuch ausgespannt ist.« Ohne dem Verfasser in Ansehung der Hauptsache zu widersprechen, füge ich nur die nähere Bestimmung bey. Wahr ist es, wenn man will, überhaupt: Je mehr Gehirn, desto mehr Geist und Erkenntnißfähigkeit. Die hirnlosesten Thiere sind die dümmsten, die weisesten die, so am meisten Hirn haben. Der Mensch überhaupt, weiser als alle Thiere, hat mehr Hirn als alle Thiere, und der Schluß scheint also, der Analogie nach, sehr richtig: Die weisesten Menschen müssen mehr Hirn haben als unweise. Allein genaue Beobachtungen lehren, daß auch dieser Satz

vieler Bestimmungen und Einschränkungen bedarf, wenn er brauchbar seyn soll. Wo der Stoff und die Form des Gehirns gleich ist, da ist gewiß eine größere Masse des Gehirns Wohnplatz, Zeichen, Ursache oder Wirkung mehrerer und tieferer Erkenntnißkräfte. Also caeteris paribus, ist eine große Gehirnmasse, mithin eine große, geräumige Stirn verständiger, als eine kleinere. Allein, wie man in einem kleinen, wohl eingerichteten Zimmer oft weit bequemer ist, als im geräumigsten, so gibt es mannigfaltige kleine, kurze Stirnen, die weit weniger Gehirn haben, wenigstens zu haben scheinen, als Andere, und in denen doch ein weiserer Geist bequem wohnet. Mir sind sehr kurze, schief stehende, geradlinige, oder auch wohl gewölbte Stirnen die Menge bekannt, die ungleich weiser, verständiger, scharfsehender sind, als die breitesten, geräumigsten, denn deren sah ich schon sehr viele an äußerst schwachen Menschen. Ja noch viel allgemeiner scheint mir der Satz: »Kurze gedrängte, unausgespannte Stirnen sind weise und verständig,« wiewohl auch dieß, nicht näher bestimmt, noch lange nicht allgemein wahr wäre. Aber wahr ist, daß gerade die großen, geräumigen Stirnen, welche, wo ich nicht irre, Galen und nach ihm Huart als Wohnplatz der vollkommensten Denkenskraft angibt, die gleichsam eine Halbkugel ausmachen, gemeiniglich die allerdümmsten sind. Je mehr eine Stirn (ich rede nicht von dem ganzen Hirnschedel), je mehr eine Stirn der Halbkugel nahe kommt, desto schwächer, weibischer, denkensunfähiger ist sie; das sage ich nach vielfältigen Beobachtungen. Je mehr gerade Linien eine Stirn hat, mithin je geräumiger sie ist; — denn je gerundeter, desto geräumiger; je geradliniger, desto enger; — je mehr gerade Linien eine Stirn hat, ohne ganz bretähnlich zu seyn; — denn vollkommene Bretähnlichkeit hebt allen Verstand auf; — je mehr gerade Linien eine Stirn hat, desto mehr Verstand und desto weniger Empfindung hat der Mensch. Es gibt aber unstreitig breite, viel um-

fassende Stirnen, die zum tiefen Denken vorzüglich geschickt sind, die keine geraden Linien haben; allein diese zeichnen sich sodann durch die Schweifungen der Umrisse aus.

5.

Was der Verfasser von den Schwärmern sagt, bedarf wiederum vieler Bestimmung, ehe es wahr angenommen werden kann. Doch vielleicht bin ich mit den Schwärmern im Ausstande.

»Man sagt, daß die Schwärmer gemeiniglich glatte, perpendiculäre Gesichter haben.« Lieber länglichrunde, cylindrische, oder oben zugespitzte. Die Schwärmer nähmlich, die es mit Ruhe, Kälte, und ihr ganzes Lebenlang sind. Andre Schwärmer, das heißt, solche Menschen, die Einbildungen mit Empfindungen verwechseln, Täuschung mit sinnlicher Erfahrung, haben selten cylindrische Spitzköpfe. Die Spitzköpfe, wenn sie schwärmen, schwärmen mit Worten und Zeichen, deren Bedeutungen, deren Inhalt sie nicht verstehen; sind philosophische, unpoetische Schwärmer. Die Schwärmer der Imagination oder der Empfindung haben selten platte, eyförmige Gesichtsbildungen.

6.

»Eigensinnige Leute haben das mit den Schwärmern gemein, daß ihre Stirnen perpendiculär sind.« Perpendicularität zeigt immer Kälte, Unelasticität, Beschränktheit; daher Feste, die Standhaftigkeit, die Eigensinn, die Schwärmerey werden kann. Ganz perpendiculär, und ganz Null an Verstand ist Eines.

7.

»Einer jeden Geistesdisposition entspricht eine gewisse Miene oder Bewegung der Gesichtsmuskeln. Hieraus folgt, was für Mienen einem Menschen am natürlichsten und geläufigsten sind; eben die entsprechenden Geistesdispositionen werden ihm natürlich und geläufig seyn. Nähmlich die Gesichter sind ursprünglich so gebildet, daß dem einen die, dem andern jene Miene leichter wird. Einem Dummkopf wird es platterdings

unmöglich seyn, eine scharfsinnige Miene zu machen; könnte er es, er wäre scharfsinnig. Einem offenen Menschen unmöglich, eine diebische Miene zu machen; könnte er es, er würde ein Dieb werden.« Alles vortrefflich, bis auf die letzte dieser Behauptungen. Es ist kein Mensch so gut, daß er nicht unter gewissen Umständen ein Dieb werden könnte. Wenigstens ist keine physische Unmöglichkeit da, es zu werden. Er ist so organisirt, daß ihn die Lust anwandeln, die Versuchung reizen kann, zu stehlen. Die Möglichkeit zur Diebsmiene muß also da seyn, wie die Möglichkeit der Dieberey. Er muß also diese Diebsmiene, wenn er sie an einem Diebe bemerkt, nachmachen können, ohne daß er deßwegen ein Dieb wird. Ganz ungleich verhält es sich, meines Bedünkens, mit der Möglichkeit, gute Mienen anzunehmen. Die schlechten Mienen sind von guten Menschen immer eher anzunehmen, als die guten Mienen von den schlechten angenommen werden können. So wie es offenbar viel leichter ist, böse zu werden, wenn man gut ist, als gut zu werden, wenn man böse ist. Verstand, Empfindung, Talent, Genie, Tugend, Religion, kann viel leichter verloren, als gewonnen werden. Herabsteigen kann der beste Mensch, so tief er will, aber nicht hinaufsteigen, so hoch er will. Der Weise kann physisch ohne Wunder ein Narr, und der Tugendheld ein Bösewicht werden; aber ohne Wunder kann der geborne Dummkopf kein Philosoph, der krumme Bösewicht nicht edeln und reinen Herzens werden. Die alabasterweiße Schönheit kann schwarz werden und verschrumpfen, aber der Mohr kann sich nicht weiß waschen. Ich werde auch deßwegen nicht ein Mohr, weil ich mich ad imitationem schwarz färbe, und so nicht deßwegen ein Dieb, weil ich allenfalls eine Diebesmiene einem Diebe entlehne.

8.

»Der Physiognomiker darf nur untersuchen: welche Mienen werden diesem Gesichte am leichtesten? Hat er diese gefunden, so weiß er auch schon, was für Gei-

stesdispositionen diesem Menschen gewöhnlich sind. Nicht daß das Physiognomisiren deßwegen eine leichte Sache sey! Im Gegentheile, dieß zeigt vielmehr, wie viel Genie, wie viel Einbildungskraft und Talente sich in einem Physiognomiker vereinigen müssen. Der Mann muß nicht nur auf das achten, was er sieht, sondern auch auf das, was er in dem und dem Falle sehen würde.« — Vortrefflich, und ich thue hinzu: Wie ein Arzt entscheiden, ahnden, vormerken kann, welche Farben, Mienen, Verzerrungen aus einer gewissen Krankheit, von deren Daseyn er nun einmahl gewiß ist, entstehen müssen, so weiß der echte Physiognomiker, was jede Muskelart und jeder Stirnbau für Mienen, für Ausdrücke, für Spielungen zuläßt, nicht zuläßt, schwer oder leicht macht, und wie jedes gegebene Gesicht bey jedem Vorfalle sich falten oder nicht falten kann und wird.

9.

»Wenn ein Anfänger im Zeichnen ein Gesicht zeichnet, so wird man finden, daß dieß ordentlicher Weise ein dummes Gesicht wird; »nie ein hämisches, satyrisches, oder dergleichen.« (Wichtige Bemerkung!) »Sollte sich hieraus nicht das Wesen eines dummen Menschen abstrahiren lassen? O ja, denn woher rührt diese Erscheinung? Der Anfänger weiß keine Bezeichnung hineinzubringen, seine Striche fallen ohne Verbindung hin. Was ist also ein dummes Gesicht? Ein solches, (unter andern) dessen Theile mangelhaft verbunden, dessen Muskeln mangelhaft gebildet und geordnet sind. Das Geschäft des Denkens und Empfindens, wozu sie unentbehrliche Werkzeuge sind, wird also auch nur schläfrig von Statten gehen.«

10.

»Außer den Muskeln gibt es noch eine andere Substanz am menschlichen Körper, die den Physiognomiker beschäftiget, der Schedel nähmlich, oder überhaupt die Knochen. Auch von diesen hängt die Lage der Muskeln ab. Würde wohl der Stirnmuskel die zum Denken vortheilhafte Lage haben, wenn das

Stirnbein, über das es ausgespannt ist, nicht gerade die Fläche und Wölbung hätte? Der Schedel bestimmt also durch seine Figur — Figur und Lage der Muskeln, und diese bestimmt unmittelbar die Denk- und Empfindungsart.«

II.

»So sieht es auch mit den Haaren aus, aus deren Parthien und derselben Lage unter einander geschlossen wird. Woher hat der Mohr seine Wollenhaare? Von der Dicke seiner Haut, in der sich bey der unaufhörlichen Ausdünstung immer mehr Partikel ansetzen, die sie undurchsichtig machen und schwärzen. Es fällt also dem Haare schwer, durchzudringen; kaum ist es etwas vorgedrungen, so krümmt es sich schon und hört auf zu wachsen. Das Haar richtet sich nach der Form des Schedels und der Lage der Muskeln. So wie diese liegen, so fällt es, und gibt dem Physiognomiker Anlaß, von ihm auf die Lage der Muskeln und so weiter zu schließen.«

Mich dünkt, unser Verfasser ist auf dem besten Wege. Der erste, der einzige bisher, der meines Wissens die Ganzheit, Zusammenstimmung, Einförmigkeit der verschiedenen Theile des menschlichen Körpers physiognomisch kennt und fühlt. Was er von den Haaren besonders sagt, daß auch schon aus diesen auf die Natur des Körpers, und weiter auf den Geistescharakter geschlossen werden kann, können tägliche Erfahrungen dem mittelmäßigen Beobachter lehren. Weiße, zarte, reine, flache Haare, zeigen immer eine schwache, feine, reizbare, oder vielmehr *schreckbare*, *drückbare* Organisation an. *Schwarze krause* werden sich nie an einem sehr feinen, zarthäutigen, menschlichen Kopfe finden. Wie die Haare, so das Fleisch; wie das Fleisch, so die Muskeln; wie diese, so die Nerven; wie diese, so die Knochen. Wie eins, wie alles von diesen, so die Kraft des Geistes zu wirken und zu leiden, zu empfangen und zu geben. Die wenigste Reizbarkeit ist immer bey dem kurzen, harten, krausen Haare, die meiste bey dem flachsweißen, zarten; Reizbarkeit nähmlich ohne Feder-

kraft. Schwerdrückend ohne Federkraft ist jenes, schwergedrückt ohne Widerstand dieses.

Wo viele Haare, viele Fettigkeit. Daher keine Gegenden am menschlichen Körper mit mehrern und längern Haaren bedeckt sind, als der Kopf, die Höhle unter den Achseln u. s. f. An diesem Orte, wie Withof *) bemerkt, liegen sehr viele kleine Fettschläuche, wo keine solche, keine Haare.

Aus der Elasticität der Haare ließe sich gewiß auch auf die Elasticität des Charakters schließen.

Die Haare sind natürliche Feuchtigkeitszeiger und zu Feuchtigkeitsmessern nicht ungeschickt.

Die in kalten Gegenden wohnen, haben weißeres, und hingegen die in heißern Gegenden wohnen, schwärzeres Haar.

Lionel Wafer hat beobachtet, daß die Einwohner der amerikanischen Meerenge milchfarbiges Haar haben. Grünes Haar haben wenige, außer die, die mit Kupfer umgehen.

In den Signalementen wird man wenig weiße Haare finden; wohl aber viel dunkelbraune, auch wohl schwarze Haupthaare und weiße Augenbrauen beysammen.

Längere Haare haben die Weiber als die Männer. Männer mit langen Haaren (und diese langen Haare sind mehrentheils weiß, schwarze habe ich wenigstens noch keine von sonderbarer Länge gesehen) haben immer mehr Weibisches, als Männliches. Darum ist es auch keinem Manne Ehre, wenn er lange Haare hat. Die schwarzen Haare sind härter als die hellen; so wie die Haare der Erwachsenen härter als der Jungen. Die Alten geben die, welche hartes Haar haben, für wild aus.

Hispida membra quidem et durae per brachia setae
Promittunt atrocem animum.

12.

»Da auf die Beschaffenheit der Muskeln alles ankömmt, so ist klar, daß, was für Muskeln zu einer gewissen Art des

*) Allgemeines Magazin IV. Theil.

Denkens und Empfindens hauptsächlich gebraucht werden, in denen auch der Ausdruck einer gewissen Denk- und Empfindungsart zu suchen sey.« — Allerdings da zu suchen, thue ich hinzu, aber vielleicht schwerer zu finden, und gewiß schwerer zu bestimmen, als durch die Stirnform.

13.

»Für den abstracten Denker ist die Stirnmuskel das wichtigste Werkzeug. Dieß ist die Ursache, warum man hier den Ausdruck in der Stirn sucht.« Vermuthlich in der Gegend in und zwischen den Augenbrauen, und besonders in dem Augenblicke zu bemerken, da dich der Denker hört, da er sich auf eine scharfsinnige Einwendung oder Beantwortung gefaßt macht. Dieser Moment erhascht, und du hast wieder ein großes wichtiges Zeichen gefunden.

14.

»Bey Leuten, die nicht abstrahiren, bey denen alle Seelenkräfte thätig sind, also bey Witzlingen, schönen Geistern, thätigen Genien, müssen auch alle Muskeln vortheilhaft gebildet und geordnet seyn. Daher sucht man den Ausdruck mehr im ganzen Gesichte.« Und kann ihn dennoch auch wieder allein in der Stirn finden. Diese Stirn ist weniger scharf, weniger geradlinig, weniger perpendiculär, weniger gefurcht; die Haut weniger gespannt, leichtbeweglicher, weicher.

15.

»Wie viele Mühe hat es gekostet, die Leute zu überzeugen, daß die Physiognomik nur überhaupt nützlich ist.« Und dieß darf, indem ich dieß schreibe, noch von unermeßlich starken Geistern bestritten werden? wie lange noch? und doch sollte ich glauben, auch der, den die Sonne an einem schwülen Sommertage auf den Nacken brennt, und der ihr flucht, sollte, wenn er in der Kühle ist, den unüberdenklichen Nutzen der Sonne deßwegen nicht bestreiten.—« Wie kränkend wäre es, von großen Gelehrten, Leuten, von denen man erwartet, daß sie die Grenzen des menschlichen Verstandes weiter hinausrücken sol-

len, oft die allerseichtesten Urtheile zu hören! Wie sehr ist der große Zeitpunct zu erwünschen, da die Menschenkenntniß ein Theil (warum nicht der Haupttheil, der Mittelpunct?) der Naturhistorie werden, Psychologie, Physiognomik, Physiologie Hand in Hand gehen, und uns dem Ziele hoher allgemeiner Erleuchtung näher bringen werden.

## X.

## Physiognomischer Sinn, Genie, Ahndung.

Alle Menschen haben ein gewisses Maß von physiognomischem Sinn, so wie sie alle Augen haben. So wie man weiß und schwarz ohne Räsonnement sogleich auf den ersten Blick unterscheidet; so unterscheidet jeder Mensch ohne Räsonnement, ohne Abstraction, sogleich auf den ersten Blick eine Menge guter und schlimmer, weiser und thörichter Physiognomien.

Durch nichts wird die Physiognomik so sicher als göttliche Wissenschaft dargethan, als durch ihre einnehmende, natürliche Allgemeinheit, ihre Unaustilgbarkeit aus der menschlichen Natur.

Lasset alle Sophisten in der Welt zusammentreten, und Euch in die Länge und Quere demonstriren — »es gibt keine Physiognomik, das menschliche Gesicht trügt! seht auf die Handlungen, nicht auf das Gesicht!« — sie werden Euch nur so lange und länger nicht überzeugen, als Ihr keine Menschen sehet; sobald Ihr wieder in den Kreis der Menschen tretet, werdet Ihr diese Sophistereyen vergessen, und Wahrheit fällen. Es verhält sich mit dem physiognomischen Gefühle gerade, wie mit dem moralischen. Schwatzt es weg, wie Ihr wollt, und seht einen Menschen einen andern mit eigener Lebensgefahr vom Tode retten: Ihr werdet der Narren und Unmenschen lachen, oder sie beweinen, die dieses Gefühls spotteten.

Alle Menschen ohne Ausnahme haben physiognomischen Sinn; physiognomisches Ahndungsvermögen. Das Kind hat es,

der Dümmste hat es, der Thor hat es, das Thier hat es, das Insect hat es.

Dieser Sinn ist ein Band, das alle lebenden Wesen mit einander verbindet. Hundertmahl schon sagte ich es, und sage es auch hier wiederum: Am Nahmen liegt mir nie etwas, worüber doch immer so viel Streitens und Geredes entsteht. Ist dir dieser Nahme Sinn, Gefühl nicht recht, nenne es wie du willst, Ahndungsvermögen, Instinct, natürliche Sympathie und Antipathie, unwillkührliches Urtheil, Natururtheil, Genie, wie du willst! Da ist nun einmahl so etwas in dem Menschen, habe es nun Nahmen, welche man will, oder keinen Nahmen; was ist, ist nicht um des Nahmens willen, ist ohne Nahmen wie mit Nahmen; da ist nun einmahl im Menschen ein Sinn für die Charakteristik der Natur.

Und zwar, damit wir entwickeln, so viel wir können:

Für das Erste: Ein allgemeiner pathognomischer Sinn für die Charakteristik weiblicher Gemüthsbewegungen.

Zweytens: Ein allgemeiner pathognomischer Sinn für den leidenschaftlichen Charakter überhaupt.

Drittens: Ein allgemeiner physiognomischer Sinn für Geisteskräfte im Puncte ihrer Bewegung und Activität.

Viertens: Einer für die Geisteskräfte in Ruhe.

Fünftens: Einer für die Harmonie und Disharmonie des Menschen mit uns, und

Sechstens endlich einer für den zukünftigen, noch im gegenwärtigen verschlossenen Charakter des Menschen; für das, was sich von einem Menschen erwarten oder nicht erwarten läßt; freylich im Grunde nur ein Sinn, der aber alle diese Naturausdrücke versteht oder verstehen kann.

1.

Es ist in dem Menschen ein allgemeiner pathognomischer Sinn für die Charakteristik wirklicher Gemüthsbewegungen.

Noch kein Mensch hat, meines Wissens, geläugnet oder bezweifelt, daß Zorn und Neid, Wollust, Stolz, Güte und Mitleiden, in actu, in der höchsten Bewegung, nicht ihre gewissen Züge haben, die von selbst, und ohne daß sie gelernt werden dürfen, von allen Menschenaugen, auch ohne alle Rahmen, eben so verstanden oder vielmehr empfunden werden, wie angenehmer Kitzel und Peitschenschläge unmittelbar, ohne Räsonnement und ohne Verstand empfunden werden. Hierüber also weiter kein Wort. Wer hieran zweifelt, zweifelt am Daseyn menschlicher Gesichter, und an seinem eignen Daseyn.

2.

Es gibt aber auch einen allgemeinen pathognomischen Sinn für den leidenschaftlichen Charakter überhaupt.

So wie ein zürnendes Gesicht von einem gesunden und ordentlich organisirten Menschen schwerlich nicht verstanden werden, und denselben Eindruck, als wenn es sanft wäre, machen wird, so hat das zornmüthige ebenfalls seine allem Räsonnement vorgehende Erkennbarkeit. So das sanftmüthige, so das stolze, so das grausame, so das edle, offene, heitere, gefällige. Eine Armee in Schlachtordnung vor dem Angriffe ist dieselbe Armee im Sturme des Angriffes; ist dem Auge des Feindes auf den ersten Blick furchtbar, oder nicht, nachdem sie stark oder schwach, so oder so gestellt, so oder so bewaffnet ist. Der Angriff einer Armee ist wie die Armee, das heißt, hat ein bestimmtes Verhältniß zu der Größe und Stärke und Fertigkeit, kurz zu der Natur der Armee. So ist der Zorn eines Zürnenden wie seine Zornmüthigkeit. Zornmüthigkeit ist stehender Zorn, feiner freylich gezeichnet, uncolorirt, unschattirt; so wie das na-

türlich sanftmüthige Gesicht stehender Ausdruck sanftmüthiger Bewegung ist. Ist also Zorn und Sanftmuth z. B. in Bewegung allgemein erkennbar und empfindbar, sind wir überhaupt so gebaut, daß das Eine uns drückt und reizt, das Andere uns wohl macht und anzieht, ohne Räsonnement, ohne Rücksicht auf Nutzen oder Schaden; so sollten, deucht mir, auch die, obgleich leisern Züge des stehenden Zorns und der stehenden Sanftmuth durch das bloße Gefühl erkennbar seyn.

Auch wird, so viel ich weiß, die Physiognomik der leidenschaftlichen Charaktere, oder die Pathognomik im weitesten Sinne, noch so ziemlich allgemein zugestanden.

Warum aber überhaupt die Pathognomik mehr erkannt und erkennt werde, ist sehr begreiflich, weil die Bewegung und Beweglichkeit, mithin das Leidenschaftliche eines Gesichtes, die unmittelbarste, treffendste Beziehung auf uns hat, weil sie entweder das Verhältniß des Moments ausdrückt, in welchem eine Person mit uns steht; weil sie gewisser Maßen ein Brennpunct der Totalkraft des Menschen auf uns ist; oder weil sie uns lehrt, was wir von einem Menschen zu hoffen oder zu fürchten haben. Daher der Punct der Leidenschaft, wie diese noch erkennbarer, als die Verstandeskräfte; die Verstandeskräfte in Bewegung erkennbarer, als die in Ruhe. Nicht aber, als ob die Ruhe an sich nicht so erkennbar sey; aber das Interesse, das die Bewegung wirkt, spannt unsere Empfindung. Fehlt dieß Interesse, so sehen wir oft das Allersichtbarste nicht. Der Weise hat Augen für den Weisen, der Gute für den Guten, der Arme für den Reichen, der Wollüstige für reizende Schönheit. Das Interesse macht alles Unsichtbare sichtbar, und das am Allersichtbarsten, was die unmittelbarste Beziehung auf unser gegenwärtiges Bedürfniß hat. Daher das allgemeinste Bemerken der Leidenschaften, von denen unser Glück oder Unglück abhängt. Es interessirt den gemeinen Armen viel mehr, daß ihm Jemand viel gibt, als daß er viel hat. Darum bemerkt er leichter und schneller die Miene

des Gebenden, als des Habenden. Nur feinere, stärkere, freyere Seelen interessirt das Haben Anderer mehr, als ihr actuelles Geben. Bewegung des Gesichtes, leidenschaftlicher Ausdruck kündigt uns mehr an, was der Mensch in dem gegebenen Momente für uns ist, uns geben, uns nehmen will; und wir wissen, wie sich gemeiniglich die ganze Existenz eines Menschen durch das Interesse eines Augenblickes bestimmt und fixirt. Daher je mehr Leidenschaft in einem Gesichte spricht oder schweigt, desto allgemeiner, erkennbarer und fühlbarer ist das Gesicht dem pathognomischen Sinn Anderer.

Daher gibt es so unzählige Gesichter, die unzähligen Gesichtern auf den ersten Moment sogleich gefallen oder mißfallen; und ob man gleich gemeiniglich den Grund davon nicht eben so geschwind angeben kann, und obgleich dieß Gefallen und Mißfallen schlechterdings nicht auf Erfahrungen, nicht auf Räsonnement beruhet; so wird sich doch allemahl bey genauer Untersuchung finden, daß nur diejenigen Gesichter allgefällig sind, die gewisser drückender und kränkender Leidenschaften beynahe unfähig sind; die hingegen mißfällig, welche sich zu leicht kränkenden und drückenden Gemüthsbewegungen reizen lassen; folglich, daß die Natur uns eben sowohl einen Sinn für ruhende Leidenschaften, als für die bewegten gegeben hat. Dieß Gesicht gefällt Jedermann, warum? Es ist nicht nur ohne widrige Leidenschaft, sondern es drohet auch keine widrige Leidenschaft. Jenes Gesicht mißfällt allgemein, warum? Nicht eben, weil es gerade jetzt voll reiner in Bewegung gesetzter Leidenschaft ist; warum dann? — weil es uns mit dieser Leidenschaft drohet. Nicht daß wir klare Zeichen dieses Drohens sehen, nicht daß wir der Leidenschaft sogleich ihren eigenen Nahmen müssen geben können; aber unsere Nerven werden von diesen Zügen auf eine ähnliche Weise afficirt, wie durch die bewegte Leidenschaft selbst. Auch muß es eben nicht Erinnerung an den Effect einer solchen in Bewegung gesetzten Leidenschaft seyn, die diese Abneigung einflößt. Das Kind und das Thier hat sie

mit dem Räsonniren und Abstrahiren gemein. Es liegt in der Natur. Solche Züge an sich reizen und drücken organische Wesen physisch und unmittelbar. Es ist nicht Räsonnement, nicht Furcht vor irgend einer folgenden übeln Wirkung, daß unsern Ohren das Sägen der Kreide, unserm Geruch Assa foetida unerträglich ist. Natürlich und unmittelbar ziehen sich beym Hören und Riechen dieser Dinge unsere Gehör- und Geruchnerven auf eine uns unangenehme Weise zusammen. Die Erinnerung von der Wirkung dieser bewegten oder ruhenden Leidenschaften kömmt freylich gemeiniglich hinzu; aber auch ohne diese Aus- oder Rücksicht, an sich schon und vor und ohne alle dem ist der bloße Eindruck physisch angenehm, physisch unangenehm, wie bey einem schönen oder häßlichen Gemählde, einer harmonischen oder disharmonischen Musik.

Ich kenne Leute, die den unschuldigen Menschen auf alle nur erdenkliche Weise zu schaden, oder doch wehe zu thun suchen, und ihr Anblick hat für diese Unterdrückten, Verfolgten, Wundgeschlagenen, nichts Revoltantes, nichts Entfernendes; sie weiden sich an ihrem Gesichte, sie gewinnen es lieb; sie können es nicht begreifen, wie so viel Verfolgungssucht in so freundlichen Gesichtern wohnen kann, und sind daher geneigt, ihre ganze Handelsart einem schiefen Gesichtspuncte zuzuschreiben, aus dem sie nun einmahl Alles anzusehen und zu beurtheilen gewohnt sind. Sie könnten ihnen um den Hals fallen, und sie, wie Joseph seine Brüder, mit Thränen umarmen. Andere hingegen, die uns schmeicheln, uns aufrichtig dienen, uns anbethen, können wir nie ohne geheimen Widerstand umarmen *). Wir sind in ihrer Gegenwart gehemmt und

*) Ein merkwürdiges Beyspiel des Abscheues eines Frauenzimmers gegen eine Weibsperson in Mannskleidern, die so gänzlich unerkannt war, daß man das Frauenzimmer, alles ihres Widerstandes ungeachtet, zur Heirath zwang, findet sich im V. Theile des allgemeinen Magazins.

gedrückt, und nicht nur wir, sondern wer sie sieht, führt die Klage, woher das? Es müssen gewisse Züge in ihrem Gesichte seyn; die Ausdrücke sind zurückgehaltene Leidenschaften, die, wie ein banger, schwüler Himmel, Ungewitter verkündigen, die dennoch vielleicht nie losbrechen.

3.

Aber auch die Verstandeskräfte des Menschen kündigen sich dem menschlichen Auge, dem allgemeinen Sinne der Menschen durch ihre Charaktere unmittelbar und ohne alles Räsonniren und Abstrahiren an. Gewiß Verstandeskräfte, oder Dummheit in Bewegung, in der Action. Eine sehr denkende Miene, eine sehr aufmerksame, ist sicherlich allen Menschenaugen auf den ersten Blick so erkennbar, als eine sehr undenkende, sehr unaufmerksame. Man führe dem unerfahrensten Kinde, das nur so viel Verstand hat zu unterscheiden, was weise und dumm ist, einem Kinde von sechs bis acht Jahren ein sehr weises oder ein sehr dummes Gesicht in einer denkenden und undenkenden Stellung, wie es gewiß noch keines gesehen haben kann, vor, oder man zeichne ihm aus der Imagination ein erzdummes und ein weises Gesicht in einer Action, und frage: welches ist weise? welches dumm? Wenn es seiner Empfindung folgt, wird es so richtig urtheilen, als wenn Ihr ihm eine sehr moralisch gute, und eine sehr moralisch schlimme Handlung anschaulich genug zur Beurtheilung vorleget.

4.

Und eben so gewiß, obgleich freylich noch weniger entwickelt, ist der Sinn für die Geisteskräfte in Ruhe; sobald es gewiß ist, daß wenigstens gewisse extreme Linien allen Menschenaugen als weise oder dumm auf den ersten Blick erkennbar sind, so ist die Allgemeinheit auch dieses Sinnes erwiesen. Denn wenn er nicht da wäre, so könnte er in keinem Falle allgemein seyn. Nun ist sicherlich kein Mensch auf dem weiten Erdboden, der nicht sogleich einen Menschen mit einer

offenen, breiten, geräumigen, oben mit gewölbten, bey den Augenknochen scharf eckigen Stirne, mit tiefen scharfgezeichneten Augen, horizontalen, dachförmigen, festen Augenbrauen, einer festen, breitrückigen, knorpeligen Nase, einem geschlossenen unfleischigen Munde, einem spitzen Kinne, nicht auf den ersten Blick für verständiger halte, als einen Menschen mit einer kurzen, schmalen, runzeligen Stirne, wo das Haupthaar sich nahe an die Augenbrauen anwurzelt; einen Menschen mit hoch hinauf sich sträubenden kahlen Augenbrauen, mit kleinen matten, vorstehenden Augen, mit einer lockern Nase, einem weit offenen, kaum schließbaren Munde, in welchem die Zähne unordentlich gereiht sind, einem stumpf zurückgehenden, großen, fleischigen Kinne, einem dicken, kurzen, kröpfigen Halse.

Es ist nicht Beobachtung, nicht Erfahrung, nicht Überlegung, es ist schnelles Urtheil des Gefühles, entspringend aus der Erschütterung unsres Nervensystems, nicht unsres besonderen Nervensystems; des allgemeinen Nervensystems der Menschheit. Jeder Mensch, wie seine Organisation sonst immer beschaffen seyn mag, wird dem Gesichte ansehen und empfinden: es ist dumm, es ist unfähig feiner Empfindungen, und einer edlen Erziehung.

5.

Bisher haben wir von dem allgemeinen physiognomischen Menschensinn geredet, aber, gibt es nicht auch einen besondern Sinn in Absicht auf das, was von andern Menschen für uns besonders harmonisch oder disharmonisch ist? — Ich glaube ja! recht verstanden, wir sprechen nicht von zufälliger Harmonie oder Disharmonie, die von Treue oder Interesse abhängt, sondern wir sprechen von physisch wirkender, unmittelbar anziehender Harmonie, unmittelbar zurückstoßender Disharmonie, von derjenigen Sympathie und Antipathie, die sich nicht auf bürgerliche, literarische oder andere Verhältnisse gründet, sondern bloß auf das Verhältniß der Physiognomien, und die hiermit zwischen zwey

Personen, die sich das erste Mahl sehen, und nicht die mindeste Kenntniß ihres Charakters hätten, möglich wäre; von Physiognomien sprechen wir, die nicht allgemein als niedrig, oder als gemein gefällig erkannt würden, sondern nur unter sich sehr harmonirend oder disharmonirend wären. Ich glaube ganz sicherlich, es gibt solche Physiognomien, und es gibt in jedem Menschen einen mehr oder minder entwickelten und geübten Sinn für die mit ihm besonders harmonischen oder disharmonischen Gesichter. Und da möchte ich ja wohl jeden Menschen bitten, den mit ihm auf den ersten Anblick innerlich widrigen Gesichtern zwar alle mögliche Gerechtigkeit, Güte und Liebe, die sie als Bürger, Menschen und Christen verdienen mögen, zu beweisen, oder sich mit ihnen, so sehr sich auch immer dieser erste Eindruck wieder verlieren und auswischen lassen möchte, in Freundschaft, in unmittelbare Herzensvertraulichkeiten einzulassen. Gott, unser Vater, will, daß wir Alle einander lieben, das ist, aufrichtig Gutes wünschen und Gutes thun; aber das will er nicht, und der Urheber unserer Natur kann's nicht wollen, daß wir Menschen, die uns, wie jene canaitischen Weiber dem Geiste Isaacs und Rebeccens, zuwider sind, in das Ehebette, oder ins Allerheiligste unserer Freundschaft aufnehmen sollen; das ist, er will nicht, und kann nicht wollen, daß wir dem Menschen, der in natürlicher, von allen Beleidigungen oder Nichtbeleidigungen unabhängigen Antipathie mit uns steht, sagen sollen: »Ich sympathisire mit dir!« Unser Herr liebte gewiß auch den Judas, aber sympathisirte doch gewiß nicht mit ihm, wie mit dem Johannes, und vertraute ihm auch, obgleich er sich bisweilen von ihm mußte küssen lassen, die Geheimnisse nicht, die er dem Jünger, den er liebte, der auch beym Nachtmahle an seiner Brust lag, vertraute. Hierin betrog mich meines Erinnerns mein Gefühl noch nie. Die ersten, schnellsten, unräsonnirtesten Bewegungen sind immer die wahrsten, sie sind eine Art von In-

spiration. Es sey fern von mir, die Gründe davon angeben, oder auch nur auffinden zu wollen, aber die Erfahrung, daß es solche unüberwindliche Antipathien gibt, (es gibt die Menge unüberwindliche) die läßt sich gewiß nicht wegdisputiren.

6.

Noch mehr. Ich glaube: Es ist in uns ein Sinn, nicht für den gegenwärtigen, sondern auch für den zukünftigen, noch im gegenwärtigen verschlossenen Charakter des Menschen. Wir können nicht nur ahnden, was der Mensch ist, sondern auch was er seyn und nicht seyn wird? wie dieses oder jenes Gesicht in diesem oder jenem Falle urtheilen, handeln, leiden wird? Und ob es gleich wenige Menschen geben mag, die ohne Übung hierüber Aussprüche wagen werden, so sollte ich's dennoch auf Probe und Erfahrung ankommen lassen, ob nicht alle gesund organisirte Menschen, denen man von gewissen Gesichtern voraussagte, was sie sagen und thun werden, sogleich einmüthig unterschreiben und Ja sagen würden, obgleich keiner das Gesicht kannte. Wohl verstanden, Unzähliges läßt sich nicht vorsagen. Aber auch Unzähliges läßt sich so vorsagen, daß Alle, auch die, welche sich nie in physiognomischen Beobachtungen und Urtheilen geübt haben, einstimmig sagen werden: So wird's ergehen; oder wenn auch das nicht zugegeben werden sollte, so wird doch wenigstens zugegeben werden müssen, daß sich von unzähligen Gesichtern mit Zuverlässigkeit voraussagen läßt, welche unzählige Dinge sie nicht thun werden.

Das physiognomische Genie wird im Knaben den künftigen Tugend- oder Lasterhelden, den Taugenichts, oder den Minister, den Hasenfuß und den Philister ahnden; das heißt, ahnden, was er werden kann, was er unter gewissen günstigen oder ungünstigen Umständen werden wird. Es wird mit schnellem Blicke hundert Situationen durchfliegen, in die er taugt oder nicht taugt. Nicht das muß er werden, sondern das kann er werden, wird der weise Physiognomist sagen.

Nicht der geübte Physiognomist allein, auch das physiognomische Genie, und im geringeren Maße jeder Mensch wird sich immer etwas von dem künftigen Charakter und der Handlungsart eines Menschen vorstellen können.

Je mehr Ahndung, vorlaufendes richtiges Gefühl von dem Charakter des Menschen Einer hat, desto größer das physiognomische Genie. Richtiges Gefühl heiße ich Gefühl, das die Erfahrung nachher bestätigt, und wovon hernach die Vernunft die Zeichen, die Bestandtheile, die Ingredienzien allenfalls finden kann. Ich brauche immer das Wort Ahndung, und weiß zur Zeit noch kein besseres. Ahndung, Vorempfindung, Sinn für etwas Gegenwärtiges, aber in sich selbst Unsichtbares, Sinn für den Geist der Sache.

Nicht daß der echte Physiognomist die ruhig anatomirende Beobachtung vernachlässige, bey Leibe nicht! aber das physiognomische Genie wird seine ersten unräsonnirten Schnellgefühle fest zu halten, und ja diese nicht zu rectificiren, sondern zu bestimmen, zu zergliedern, und in bestimmte Zeichen aufzulösen suchen, um so seinen Sinn nicht zu verderben, sondern zu vervollkommnen. Das physiognomische Genie ahndet nicht nur, was da ist, sondern was nicht da ist, da seyn könnte; und auch das, was nicht da seyn kann; was der Mensch werden kann und wird, und nicht kann und nicht wird; was der Mensch in jeder Lage, jeden Umständen thun und nicht thun, sprechen und nicht sprechen wird. Er ahndet jeden facticen, heterogenen Zug in jedem Gesichte, jeder Miene, und in jedem dieser Züge künftige Thaten, zu deren Wirklichkeit nichts als Veranlassung fehlt. Daher sich auch eine weissagende Physiognomik denken läßt, das heißt: das physiognomische Genie sieht solche Schicksale vorher, die sich aus dem Charakter des Menschen ergeben. Wenn es bisweilen sagt: diesem Menschen steht der Galgen auf der Stirn, so sagt es uns damit nichts mehr und nichts weniger, als: ich sehe Leidenschaften,

Plane, Trugsinn in diesem Gesichte, die zu Thaten führen können, welche des Todes werth sind. Es denkt sich nicht deutlich, imaginirt sich nicht klar, diese oder jene besondere That; es sagt auf den ersten Blick von gewissen Menschen: »auf den Thron oder zum Galgen.« Oft geschieht's, oft geschieht's nicht; und seine Ahndung kann dennoch richtig seyn. Der Mensch kann dieses oder jenes wirklich verdient haben.

Das Genie ahndet; das heißt: sein Gefühl läuft der Beobachtung vor. Das Genie als Genie beobachtet nicht. Es sieht, es fühlt. Man hebe diesen Gedanken nicht sogleich aus, um ihn zu spießen; man verstehe mich recht: Beobachtung bewahrheitet, populariſirt, was das Genie nicht beobachten wollte, sondern sah. Das Genie wird sein Sehen durch Beobachtungen mittheilbar machen, aber als Genie wird es nur sehen, fühlen, ahnden. Beobachten kann man lernen und lehren Jeden, der sehen kann. Aber nicht Jeden, der Augen hat, sehen lehren, geschweige dem, der keine hat.

Ich kenne physiognomische Genies, die nicht die mindeste Beobachtungsgabe besitzen, die nichts vergleichen, nichts ruhig auf alle Seiten wenden, nicht den Charakter der Dinge ausfinden und herausheben können. Ihr erster Blick ist Blick treffender Wahrheit. Sie ahnden beynahe alles Gute und Schlechte im Menschen, sobald sie ihn sehen. Ich wollte von ihnen lernen, sie um Erklärungen bitten, um Anzeige der besonderen Züge, die ihnen den Charakter so schnell und so richtig aufgeschlossen, und sie wußten nichts zu sagen. Wie Licht als Licht erfreut, ohne daß man sagen kann, warum es uns wohl macht, Finsterniß als Finsterniß traurig macht und mißfällt, ohne daß man Überlegungen erhalten, oder Gründe davon angeben muß; so erfreuen und betrüben gewisse Gesichter das physiognomische Genie, das ist, den, dessen allgemeiner physiognomischer Sinn ungewöhnlich scharf, gesund, reizbar, unschuldig ist, ohne daß es einen Grund oder einen besondern

Zug bestimmt anzugeben weiß. Freylich alle Fähigkeiten bedürfen zu ihrer Entwicklung und Zeitigung Veranlassung und Übungen. Gewiß dieß Ahndungsvermögen auch. Beobachtung wird immer seine beste Nahrung bleiben. Aber wie das Leben der Nahrung vorgeht, so das Genie der Beobachtung. Ein großes Maß lebendigen Sinnes für die Charakteristik der Natur, das man sich nicht geben kann, heiße ich Genie. Ich habe ein sehr geringes Maß dieses physiognomischen Sinnes, aber durch Übung und Beobachtung hat er sich schon gar merklich verfeinert und gesichert, und seltsam ist, daß es nun gewisse Arten von Gesichtern gibt, deren Charakter ich sogleich, ohne sie, oder ähnliche vorher auf irgend eine Weise gekannt oder gesehen zu haben, ohne mir irgend einen Grund angeben zu können, auf den ersten Blick gleichsam divinire, da es mich hingegen viele Mühe kostet, unzählige andere, die weit ungeübtere Physiognomien auf den ersten Blick kennen, zu entziffern.

Ich bin daher nicht ungeneigt zu glauben, daß es für jeden Menschen eine besondere Art von Gesichtern gibt, für die er ausschließenden Sinn, und zu deren schnellrichtigen Beurtheilung er eine Art von Monopol hat.

# XI.

# Apostolische Gesichter.

## 1. Ein alter Kopf nach Vandyk. (Taf. 17.)

Ein Vandykischer Evangelist? wird es wohl seyn müssen, recht so im italiänisch-theatralischen Modegeschmack, wovon der Sinn ist, ich weiß nicht was? Verzerrung, Mißzeichnung, Stellung; besonders der unbestimmt offene Mund, der sich zu weit von der Nase entfernt, und das Vandykisirte Haar: Alles ruht auf dem Gesichte, die evangelische und evangelistische Einfalt. Ich wähle diesen Kopf, der Vielen, wenigstens wenn er sanfter radirt wäre, mahlerisch schön heißen möchte, (und freylich immer einen großen Urheber vermuthen läßt,) um ein Wort wider diese Manier, für Jeden, der Sinn hat für Wahrheit, dabey niederzulegen. Diese Manier macht mir beynahe alle italiänischen Gesichtsmahler unerträglich. Ich bewundere Kühnheit der Zeichnung, Keckheit des Pinsels, Schwung der Kraft, aber alles dieses ist Verschwendung und Tollheit, wenn Ausdruck einfacher Wahrheit dem Gesichte und der Miene fehlt. Man will immer Leidenschaft ins Gesicht bringen, und die Leidenschaft durch Gewaltsamkeit und Verzerrung sichtbar machen. Und wie selten dachten die Mahler darüber nach: »daß die meisten ihrer Gesichter, wenn man sich dieselben in Ruhe denkt, derjenigen Leidenschaft unfähig sind, in welcher sie dieselben auftreten lassen.« Die wenigsten Mahler sind Physiogno-

men, die wenigsten sage ich, weil ich nicht sagen darf: »Kein einziger ist es? Aber doch sagen darf ich: »Ich kenne keinen, der es durchaus ist.« Allenfalls kennen sie allgemeine Züge der Leidenschaft, die sie gleichsam wie Larven jedem Gesichte nachäffen. Aber wo ist der Mahler, wo der einzige, der das menschliche Gesicht in Ruhe, das ist, den Geist der Grundphysiognomie des Menschen studiert hat, und auf diese Grundphysiognomie nur die Leidenschaften pflanzt, oder vielmehr keine darauf pflanzt, nur die daraus blicken läßt, die darin liegen, sie so herausblicken läßt, daß man ihnen ansieht: »Sie sind da zu Hause, und stehen auf ihrem eigenen Grund und Boden.« Unser Evangelist zeigt keine Spur dieses Studiums. Er hat sein Buch comme il faut in der Hand (die freylich mehr Physiognomie hat, als das ganze Gesicht). Er schaut comme il faut, in die Höhe, ohne zu wissen, wenigstens ohne merken zu lassen, wohin, und warum? Das Geschweifte der Augenbrauen, der Umriß des Auges sowohl als die Lage ist, comme il faut, unnatürlich. Es ist ein Evangelist comme il faut, das heißt: es kann keiner seyn, weder Matthäus, Marcus, Lucas, noch Johannes, und so viel mag genug seyn zur Erläuterung unsers Textes.

## 2. Fünf Apostelköpfe.

Alle fünf haben apostolischen, und dennoch jeder einen sehr verschiedenen, sehr eigenen Charakter.

1. Stirn und Nase zeigen feinsichtige, gerade, edle Treue. Nicht ganz so gerade und edel ist Blick und Mund.

2. Frey, offen, muthvoll, groß; Hauptform, Stirn, Augenbrauen, Nase, das Auge selbst etwas zu kleinlich zu dieser Form. Herrlich edel Haar und Bart. Die Oberlippe etwas zu klein. Unwahr und klein der Umriß des linken Backenknochens.

3. Größer als 2. aber nicht so edel und mehr Leidenschaft. Die Augenbrauen nicht so edel als 2. Das zu hohe Ohr und der auf der linken Seite zu breite Bart beleidigen.

4. Einfalt, Demuth, Innigkeit, Trugloſigkeit, und ernſte Warnung vor dem Laſter. Vielleicht auch Zweifel und Kleinmuth.

5. Unter allen dieſen der ſchwächſte. Die Naſe treu, gerecht und einfältig. Augen und Mund beynahe ſchwach.

## Fünf andere Apoſtelköpfe.

Wie die vorigen nach Wilsburg. In allen ein Geiſt der Stille, der Ruhe, der Einfalt, Unverworrenheit, Planloſigkeit, und auch nichts von dem Drange Raphaeliſcher Geſichter. Der ſie zeichnete, muß gewiß ein ſanfter, ſtiller, feinfühlender, einfacher, prachtloſer Menſch geweſen ſeyn. Man wird den, der Johannes ſeyn ſoll, in der Mitte leicht erkennen. Ein Engelsgeſicht, voll gütigſter Unſchuld, aus dem ſich Form und Miene der Harmloſigkeit abſtrahiren laſſen. Aber nicht der Donnersſohn, der Feuer vom Himmel herunter gebiethen will, der's dem wehrt, in Chriſtus Nahmen zu exorziſiren, der ihm nicht nachfolgt. Aber der weiſeſte, beſte, ſanfteſte Stillſeher; der Ruher an der Bruſt Jeſu. 4. hat die unapoſtoliſche Naſe und den ſchwächſten Verſtand. 2. hat etwas Fades, beſonders im Munde; in Stirn und Augenbrauen am meiſten Verſtand. 1. hat am meiſten Aufmerkſamkeit und viel Blödigkeit. 5. hat am meiſten Ausdruck unbefangener Ehrlichkeit, und weniger Anmaßung als 2.; wenn die Augen nicht verzeichnet und beſtimmter, die Augenbrauen etwas mehr von einander abſtehend, ſo würde der untere Theil des Geſichtes den Ausdruck von Weisheit nicht verlieren.

Von dem Geſichte 1. auf Tafel 20 ſage ich nur: ſo blickt gedankenvoll und ſtill eine große Seele nach einem Elende

herab, und gebiert in theilnehmendem Hinschauen einen Plan der leisesten und kräftigsten Hülfe.

Der Umriß einer Madonna, 2, von einer unbekannten Hand hat weder Reinheit noch Einfachheit, noch Unschuld und Adel genug; noch bestimmten Punct der Leidenschaft; hat viel Kleinliches, besonders unter der Nase.

---

## XII.

# Über Christusbilder.

Vielleicht sollte es kein Sterblicher wagen, ein Bild von Christus zu zeichnen. Gewiß kann Keiner ein würdiges zeichnen.

Es ist sonderbar, daß uns die Evangelisten, selbst der Schooßjünger des Herrn nichts von seiner Gestalt und seiner Gesichtsbildung sagen.

Und dennoch denke ich nicht, daß wir uns kein Bild von ihm machen dürfen. Es ist theils nach der eignen Beschaffenheit und Lage der Dinge unausweichlich, theils nach der Natur unserer Einbildungskraft unmöglich, uns ihn nicht in irgend einer unbestimmten oder bestimmten Menschengestalt zu denken.

So unmöglich es aber ist, daß wir uns ein würdiges, das ist, richtiges Bild von ihm machen, so ist es dennoch sehr leicht möglich, die Unwürdigkeit und Unrichtigkeit so vieler Bilder von ihm zu fühlen. Ohne ein Ideal von ihm entwerfen zu können, können wir mit Gewißheit sagen: Von allen vorhandenen Christusköpfen ist keiner des großen Charakters würdig *).

*) »Caracci hat den Heiland als einen jungen Helden ohne Bart gebildet, und demselben eine hohe Idee gegeben, die er von den schönsten Köpfen der Alten genommen hat, um den Schönsten der Menschenkinder vorzustellen. Ein ähnliches, heldenmä-

Alle, die wenigstens ich gesehen, sind wo nicht erweisliche Lästerungen, doch gelind ausgedrückt, entweder zu sehr menschlich, oder zu wenig, ohne jedoch deßwegen göttlich zu seyn *).

Es ist immer wenigstens ein Hauptingredienz, ohne welches Christus nicht mehr Christus ist, vergessen oder vernachlässigt. Entweder das Menschliche, oder das Göttliche, oder das Israelitische, oder das Messianische **).

Und wenn allenfalls zur höchsten Seltenheit diese vier Charaktere noch so ziemlich zusammengeschmolzen sind, so sind sie es höchstens nur für wenige Momente; sondern man frage zuvörderst: »Paßt diese Gesichtsform zu allen bekannten charakteristischen Momenten des göttlichen Sohnes, der immer zugleich Menschensohn und Messias war?« Nicht nur: »Sagt dieß Gesicht gerade jetzt ungefähr das, was es sagen soll?« sondern: »Kann dieß Gesicht Alles sagen und leiden und thun, was wir von Christus wissen?« Die Miene für den Moment täuscht uns

---

ßiges Gesicht ohne Bart hat Guercino seinem verstorbenen Christus in einem schönen Gemählde des Pallastes Pamfili, auf dem Platze Ravenna gegeben, zu Beschämung der niedrigen und pöbelhaften Gestalt des Heilandes in dessen Köpfen von Michael Angelo.« Winkelmann.

*) Unser Künstler hat noch eine Ikonologie unserer Religion zu wünschen, die ihn nicht bloß von unwürdigen Vorstellungen bewahre, sondern ihn mit würdigen Bildern versehe. Herder.

**) Warum findet sich unter allen antiken Köpfen keiner, von dem irgend ein Mahler oder Menschenkenner jemahls sagen würde: »Der dürfte vielleicht Christus ähnlich seyn!« Unter andern vielen Gründen, weil Demuth und Liebe fehlen? Apollo hat keinen Funken vom Geist einer Christusphysiognomie, und dieser ist noch der menschlichste der alten Götter. Viel weniger hat es irgend ein Jupitersgesicht. — Kein Göttergesicht ist, von dem man sagen könnte: In una sede morantur majestas et amor.

gar oft, besticht unser Urtheil für den ganzen Charakter, und wenn die Miene vorüber ist, so sehen wir nichts mehr. Über das beste Gesicht kann oft, wie über den hellsten Himmel, ein Wölkchen einer schlechten Miene hineilen, und umgekehrt: der echte Mahler studiert den Hauptcharakter und die Grundform. Die Kraft zu wirken und zu leiden, zu Boden zu stürzen, und Vater vergib zu flehen, hebe dich Satan, und ich bin gekommen das Verlorne zu suchen und selig zu machen; dieselbe Eine Kraft durch annähernde, einfache und zusammengeflickte Linien auszudrücken: hoc opus hic labor! — es ist möglich, solche Linien zu finden, aber unmöglich, alle zu finden, und alle mit einander zu verbinden; denn, wenn der geschickteste Mahler Christum vor sich sähe, wäre an keine gute Copie zu denken; entweder würde der Mahler die Hoheit und Unerreichbarkeit des Urbildes fühlen oder nicht. In beyden Fällen könnte er nicht treu copiren. Die Liebe, die ihm die Augen aufschlösse, würde ihm die Hände binden. Und freye Hände, ohne geöffnete Augen, was wären sie? Indessen ist es doch wichtig, daß man strebe, Versuche zu machen, »non ut dicatur quid,« wie Augustin bey einem gewissen Anlasse sagt: »sed ne taceatur.«

Bessere Christusbilder verdrängen schlechtere, und löschen den fatalen Eindruck von diesen aus, und machen sie unerträglich.

Ferner: Je bessere Christusbilder, desto mehr Glauben an Christus. Ein schönes Christusgesicht wirkt Glauben an Christus. Der Vater kann durch Alles zum Sohne ziehen. Alles gibt Christus Zeugniß. Das allgemeine tausendstimmige Zeugniß von Christus zu sehen und zu hören, heiß ich Glauben und Geist haben.

Wer Christus lebendes Gesicht erkannte, in ihm das Ebenbild des Vaters sah, der glaubte und hatte Sinn für alle Wahrheit und Göttlichkeit.

Nur Mangel an physiognomischem Sinn

war es, daß man Christus nicht glaubte. Nur dieß Nichtgefühl der Einfalt und Unschuld seines Gesichtes konnte rufen: Hinweg mit ihm! Pilatus fühlte etwas von dieser Unschuld, und darum kostete es ihn so harten Kampf zu urtheilen, daß ihr Begehren geschehen sollte, aber er fühlte es nicht ganz; doch wusch er sich die Hände. Ich finde keine Schuld an ihm. Hätte er sein Gesicht ganz gefühlt, er hätte sich nicht übertäuben lassen. Aber es mußte so zugehen, damit die Schriften erfüllet würden. Wenn sie ihn erkannt hätten, hätten sie den Herrn der Herrlichkeit nicht gekreuzigt. Noch ein Paar Jahre wird es Gelächter, dann ernste heilige Wahrheit seyn. Mit dem Steigen und Sinken des Christenthums steigt und sinkt physiognomischer Sinn; mit dem Steigen und Sinken des Christenthums steigt und sinkt die Schönheit der Christusgemählde.

Nicht jeder Christ kann ein Christusgesicht zeichnen; aber gewiß der geschickteste Mahler ohne Glauben und Liebe zu Christus wird nichts Erträgliches schaffen. Jeder Mahler mahlt mehr oder minder sich selbst*). Wie einer ist, so mahlt er auch. Jeder Christ hat so gewiß Züge von Christus, Mienen von Christus, so gewiß er vom Geiste Christus hat. Wer das bestreitet, hat gewiß wenig Menschen- und Christuskenntniß. Demuth, Geistesstärke, Geduld, Glaube, Liebe, Hoffnung, haben in allen Welten dieselben wesentlichen Grundzüge. Tugend Einer Art hat Einen Charakter, Christustugend, Christuscharakter. Haben alle religiöse Gesellschaften, die man Secten heißt, einen Geist der Gesellschaft in ihren Mienen, sollte die geistreichste Gesellschaft der Gesalbten Gottes keinen eignen unentlehnten

*) In einer Ausführung Christus von Rubens, die Herr von Mechel in Basel besitzt, ist das Christusgesicht der leibhafte Rubens.

Charakter haben! Vielleicht aber, wer ganz glaubt und liebt, kennt Christus nicht nach dem Fleisch, und will ihn nicht kennen, oder zittert, einen Entwurf zu wagen. Wagt es doch Keiner, die volle Sonne zu mahlen!

Der Kopf auf Tafel 21 sehr mißzeichnet, seelenlos; dagegen hat der auf Tafel 23; 1. Kraft, Adel, Größe in der kurzen Stirn, dem kräftig bestimmten, tiefern Auge — und der feinern, festern, einfachern Nase. Schade, daß der Mund schief gezeichnet ist. Aber auch dieser Kopf ist an sich weder Jude genug, noch viel weniger Messias-Kopf — und die Stellung zu andern — um nicht zu sagen theatralisch.

Christus nach Vandyk, Tafel 23. großduldend; ein edler Mann der Schmerzen; im Ganzen viel beynahe Erhabenes; sehr viel Unleidlichkeiten im Einzelnen. Z. B. die obere Lippe zu klein; zu groß die untere, das Nasenloch zu unmännlich; mißzeichnet das obere Augenlied. Sonst hat er vier Hauptcharaktere, wie wenige haben: Einfalt, Stärke, Treue, Frömmigkeit.

Christus nach Chodowiecki, Tafel 24; 1. Viel Adel aber nicht viel Kraft. Stirn und Nase — (der unterste Theil und das Nasenloch ausgenommen) still und groß. Das Auge fein und treu, aber schwach. Die Augenbraue ruhig, aber keiner großen Thaten fähig. Der Übergang von der Nase zum Munde so gemein bürgerlich und kalt wie möglich. Im Munde Zartheit und Geschmack. Das Kinn ist unbestimmt und kraftlos. Das Ohr schön — aber nicht männlich genug. Der Umriß des Ober- und Hinterhauptes vortrefflich. Die Stellung und der Blick — uns unthätig neugierig, jedoch mit Überlegung hinausblickend.

Von 2. ist die Stirn zu gerade; der Augenknochen zu hart; die Nase unten zu breit, zu weich der Mund — und die Stellung zu zaghaft.

Diesen Charakter haben auch, nur etwas mehr männliche Kraft, die Umrisse 1 und 2 auf Tafel 25. Das kindisch Klein-

liche von der Nasenspitze zum Munde ist ärgerlich; 2. hingegen ist männlicher und hat mehr ruhige Einfalt.

Nah an Raphaels Christus stellte ich so gern einen von dem mißkannten, aber beynahe Raphaelischen Holzer, dem zu Lieb' ich so gern eine Wallfahrt nach Augsburg machte. Auch aus den schlechtesten Copien nach ihm zu schließen, hatte dieser Künstler seines Gleichen nicht unter den Sterblichen. Wenn die nachstehende Copie von ihm noch so beschaffen ist, welch ein göttlicher Genius muß über dir geschwebt haben, unersetzlicher Mann!

Das gewöhnliche Christusbild, im Umriß Tafel 22; 2. das allererste Original dieses fast in allen Haushaltungen sich befindenden Bildes muß gewiß von einer erhabenen Seele herrühren. Denn diese, vielleicht tausendste Copie, freylich nicht die schlechteste, hat noch so viel Ausdruck von sanfter, unermessender, trugloser Güte, Einfalt und unbefleckter Ruhe der Seele. Dieser harmlose Friede der Unschuld ergießt sich über das ganze Gesicht, ist in der Form, ist in der Harmonie der Theile, ist ganz herrlich im Auge, herrlicher in der Nase, am herrlichsten im Munde. Wenn ich einen solchen Menschen mit solcher Ruhe erblickte, ich glaube, daß ich seine Knie umfassen würde. Nichts freylich von der Superiorität der Kraft und des Genies, das wir so gern dahinein idealisirten. Und doch keine Spur von Feigheit und Schwäche. Ruhe des unraubbaren Besitzes, Ruhe, die unendlich mehr werth ist, als aller Enthusiasmus und alles Brausen des Genies und glänzender Thätigkeit. Ruhe und Demuth, die alles Göttliche, und das Göttlichste von allem Göttlichen so unnachahmlich charakterisirt. Thorheit Gottes, wenn ich diesen kühnsten aller Ausdrücke hier brauchen darf, Thorheit Gottes, weiser als die Menschen. Welch ein Traum, welch unverführbare Reinheit, welche Treue! Wenn die Stirn allein, Aug allein, Nase allein, Mund allein: jedes Einzelne ist stehender Ausdruck reiner Güte. Ich neige mich vor dem Schatten des Mannes, der

dieß Bild erfand, schuf, und sich in diesem Schatten erquickte. Man hört aus diesem Munde Worte des ewigen Lebens: Selig sind die Sanftmüthigen, die Barmherzigen, die reines Herzens sind, die Friedliebenden!

Es ist Alles aus der Seele herausgesprochen, es kann kein Betrug in diesem Munde gefunden werden. Je mehr ich es ansehe, desto mehr liebe ich, desto mehr zittert mein innerstes Mark nach einem Hauche dieser göttlichen Ruhe und Einfalt. O wer kann zürnen in der Gegenwart dieser Sanftmuth? wer diese Wahrheit läugnen? wer, als Gewalt der Finsterniß, könnte Hand an dich legen!

Auf Tafel 25, 3, ein feiner, edler, großmüthiger, verständiger. Wo Ihr diese Stirn, Nase und Augen seht: steht still! blickt dem Mann in die Seele, und bittet: Erlaube mir, dir nachzufolgen, wo du hingehst!

Die Copie des Holzer'schen Bildes in Augsburg, auf Tafel 26, 1: wenn sie wie immer beschaffen: welch ein göttlicher Genius muß über dir geschwebt haben, unersetzlicher Mann!

2. auf derselben Tafel, ein Umriß ohne Geist und Adel noch Weihe.

# XIII.

## Über die Animalitäts-Linien.

(Tafel 27 — 29.)

Auszug.

Unzählige Versuche, die Abstufungen der Menschen- und Thiergattungen, den Übergang von brutaler Häßlichkeit zum idealisch Schönen, von der Satanität zum göttlich Erhabenen, von der Animalität des Frosches, des Affen, zur anfangenden Vermenschlichung des Samojeden, von diesem hinauf zu einem Newton und Kant, in eine inductionsmäßige Norm zu bringen, und gewisser Maßen die eigenthümlichen absoluten Grundlinien jeder gegebenen Abstufung physiognomisch-mathematisch zu bestimmen, sind nicht fruchtlos geblieben. Einige Notizen darüber füge ich noch bey.

Unstreitig ist die Form des Schedels und der Knochen die wesentlichste Grundlage bey solchen Beobachtungen; von ihr hängt die Proportion, die Entwicklung, die Ausbildung, und zum Theil die Verrichtung der weichen Theile ab; aber die weichen Theile sind der magische Spiegel, der die Halbtugenden und Halblaster, das Sinken und Steigen unseres innern Fonds, unser Thun mit Gottes Geschenk, anzeigt.

Je spitziger, im Allgemeinen, ein Profilwinkel ist, dessen Schenkel sich entweder vom Schluß der Zähne gegen die Öffnung des Ohres und die äußerste Protuberanz der Stirne, oder vom äußersten Ende der Nase gegen den äußern Augenwinkel, und die Ecke des Mundes, die sich immer da endet, wo beym

Schedel der erste Backenzahn anfängt, ausdehnen, je thierischer, je unstrebsamer, und unproductiver das Geschöpf seyn wird.

Mit Recht kann man diesen Winkel den Gesichtslinien-Winkel nennen.

Diese Winkel haben für jede Thierart und jede Menschenrace, eine charakteristische äußerste Größe und äußerste Kleinheit, ein Minimum und ein Maximum. Den ersten der eben bestimmten Winkel setzt Camper für seine Stufenfolge vom Affen zum Apollo fest; den zweyten brauchte ich schon lange, ehe mir Herrn Camper's ähnliche Idee bekannt wurde, zur Richtschnur bey meinen Beobachtungen. Nach diesem liegen zwischen meinem Gesichtswinkel von 60 und 70 Graden alle und jede Geschöpfe, die wir unter dem Nahmen Mensch begreifen, mit allen ihren Anomalien; nach jenem zwischen 70 und 80 Grad, der Chinese hat 75 solcher Grade, der schönste Europäer 80, und kein wirklicher, natürlicher Schedel, aus keinem Zeitalter, kein griechischer, römischer, persischer, ägyptischer, hat und hatte mehr. Was über 80 Grade läuft, findet sich nicht in der gesunden Natur, wohl zuweilen bey Mißgeburten im Wasserkopf, und in der Kunst bey den römischen, und noch auffallender, bey den griechischen Götter- und Heldengesichtern, deren Winkel sich auf 100 Grade erhebt; ein sprechender Beweis, daß die Antiken, man finde sie nun schön oder häßlich, wenigstens nicht natürlich schön, nicht menschlich wahr sind; eine Thatsache, die auch die eifrigsten Bewunderer antiker Schönheit zugeben müssen. Was sich unter 70 Grade, dem Gesichtswinkel des angolischen Negers und des Kalmucken, neigt, verliert allmählig jede Spur von Menschenähnlichkeit; die Gesichtslinie des Orang-utangs macht einen Winkel von 58 Graden, die des geschwänzten Affen (Simia cynomolgus) einen Winkel von 42 Graden; verkleinert man diesen Winkel noch mehr, so erhält man einen Hund, einen Frosch, einen Vogel, eine Schnepfe, die Gesichtslinie wird immer und immer horizontaler, die Stirne verkürzt sich

nothwendig von selbst, die Nase verliert sich, das Auge wird rund und hervortretend, der Mund breit, und für die Zähne bleibt zuletzt kein Platz mehr übrig, welches die natürliche Ursache der Zahnlosigkeit der Vögel zu seyn scheint.

Um diese Idee sich noch anschaulicher zu machen, bedarf es nur eines Blickes auf die nachstehenden Profiltafeln, die eine Probe meiner Evolutionstheorie enthalten. Der einfache Übergang von einem Froschkopf zum Apollo, der, wenn man nur die 1. und 24. Figur neben einander hält, beynahe unmöglich, wenigstens nicht ohne künstliches Schrauben, nicht ohne ein Salto mortale möglich scheint, ergibt und entwickelt sich gewisser Maßen von selbst, und dieß auf eine so einleuchtende Weise, daß uns die Sache weniger ihrer Außerordentlichkeit, als ihrer Natürlichkeit wegen, überrascht; auch ohne ein einziges erklärendes Wort finden wir sogleich in unserm Gefühl einen Commentar dazu. Die erste Figur ist so ganz Frosch, so ganz stellt sie den aufgeblasenen Repräsentanten abscheulicher Bestialität dar, die zweyte ist auch noch völlig Frosch, doch von etwas bescheidener Art; der 3. Frosch mag allenfalls schon ein klügerer Frosch seyn; der 4. hat noch etwas Froschheit, noch einen Schein von Frosch; der 5. ist schon nicht mehr Frosch; der 6. noch weniger, das runde Auge hat sich veroblongt; in der 7. Figur zeigt sich ein langsames Vorrücken zu Nase und Kinn; in der 8. ist dieser Fortschritt nur klein, doch ist dieser Winkel, von Mund und Auge, bey jedem ganz niedern Thier unmöglich; merklicher ist der Fortschritt zur Profilheit in der 9. Figur; die 10. hat noch etwas mehr Lippenbestimmtheit, hier beginnt die erste Stufe zur Unbrutalität; in der 11. ist noch mehr Anbahnung zu Stirn und Mund; mit der 12. Figur fängt die unterste Stufe der Menschheit an, der Gesichtswinkel ist zwar nicht viel über 60 Grade, äußerst wenig über die Thierheit erhaben; näher noch dem Orang-utang als dem Neger, dennoch qualificiren die hervorstehende Nase und die bestimmten Lippen zur anfangenden Humanität; die

13. Figur drückt schwache, begränzte Menschheit aus, Aug und Stirn ist noch nicht menschlich; die 14. zeigt gutmüthige Schwäche; in der 15. sind alle Attribute der Humanität da, und der Gesichtswinkel hält 70 Grade; der 16. Kopf erhebt sich allmählig zur Vernunft; der 17. ist schon etwas vernünftiger, aber Aug, Stirn und Kinn sind schwach; beym 18. zeigen sich Spuren von Verstand, merklicher aber noch beym 19.; beym 20. ist der Fortschritt nicht merklich, nicht ausgedrückt, wie er seyn sollte, im eigentlichen Sinn ein nichtssagendes Supplicantengesicht; weit verständiger ist der 21. Kopf; die 3 letzten Köpfe sind im Ganzen schön, aber alle 3 mißzeichnet; am gefälligsten ist der 22.; eine so dumme Stirne, ein so stieres Auge, wie die 24. Figur hat, paßt für den Fernhintreffenden nicht.

## Allerley Mangelndes, Wünschenswürdiges.

Unter unzähligen Dingen, die meinen Fragmenten mangeln, und die ich, nebst den hin und wieder angezeigten, von einer andern Hand geleistet wünschte, will ich einige nennen:

1. Ich wünschte ein physiognomisches Wörterbuch, wo alle Gesichter und Gesichtszüge und Gesichtsformen und Fleisch- und Nervenarten bezeichnenden Wörter vorkämen, und genau bestimmt würden, alle übersetzbaren physiognomischen Wörter aus andern Sprachen gesammelt und übersetzt, alle unübersetzbaren nationalisirt würden. Besonders gehörten dahin die Menge idiotischen, größtentheils pöbelhaften Schweizerwörter, von so treffender specieller Bedeutung, deßgleichen alle physiognomischen Sprichwörter aus allen Zungen und Völkern.

2. Eine ausführliche Abhandlung vom Lachen, Weinen, von der Stimme, vom Gesang.

3. Eine umständliche Widerlegung des Helvetius von der natürlichen Gleichgeschicklichkeit aller Menschen zu allen Sitten, Fertigkeiten, Künsten.

4. Eine National-Physiognomik.

5. Eine Familien-Physiognomik.

6. Eine für Fürsten besonders. Eine für Richter und Verhörer.

7. Zeichnungen und Charakterisirung allerley Arten von Melancholikern, Angefochtenen, Schwärmern.

8. Eine Talent-Physiognomik.

9. Physiognomik der Dichter.

10. Für Herrschaften, für Dienstbothen, 11. eine unermeßliche für Hofleute.

12. Eine für Gelehrte und Schriftsteller. 13. Eine besondere für Geistliche, Pfarrer, Lehrer.

14. Eine für Ältern und Erzieher. 15. Eine besondere für Mahler und Bildhauer.

16. Für Patrioten eine.

17. Eine für Jünglinge, Jungfrauen, Frauenzimmer.

18. Eine Semiotik- und Temperaments-Physiognomik für Ärzte.

19. Eine für Kaufleute.

20. Eine für Reisende.

21. Eine für Liebende, für Freundschaftsbedürftige, für Freunde.

22. Eine für Menschenfreunde, für Gutherzige, für Schwache.

23. Eine für Kranke. 24. Eine für Hartherzige

25. Für Argwöhnische.

26. Für Blinde

27. Eine Pantomimik, oder Geberdenlehre.

28. Eine besondere Abhandlung von der Natur- und Gesichtsform überhaupt.

29. Eine Farben-Physiognomik.

30. Eine Physiognomik der Augen allein. Und so aller einzelnen Glieder.

31. Mathematische Demonstration der Schedelumrißverhältnisse.

32. Moralische Regeln und Gebothe für verschiedene Classen von Gesichtern.

Endlich wünschte ich einen bestimmten Plan zu einer physiognomischen Akademie.

Das Innere der Physiognomik habe ich mit keinem Worte zu berühren ermessen wollen. Ich habe eine Menge Fragen, deren Beantwortung man hier suchen wird, unbeantwortet und beynahe unberührt gelassen. Z. E. »Wie kann der freythätige, selbstständige Geist des Menschen auf die Organisation wirken? Wie wirkt die Organisation auf die Seele? Wie weit erstreckt sich die Rückwirkung von der Organisation auf die Seele; von dieser auf jene? Was vermag Arzney, Diät, Erziehung auf Physiognomie? was nicht? u. s. f.

Ich schrieb als Beobachter, Erfahrer, Empfinder. Was ich nicht wußte, erfuhr, ahndete, war nicht in meinem Kreise. Und was die Urgründe der Physiognomik betrifft . . . Ich bescheide mich gern, nichts davon zu wissen. Beynahe überall bin ich in der speculativen Metaphysik abgestorben. Reduction des Unbekannten auf das Bekannte; Aufsuchung dessen, was wirkt, in der Wirkung, ohne die innere Natur des Wirkens und der Wirkung erforschen zu wollen; siehe da meine Philosophie, die es immer mehr werden wird, je mehr mir Gott die Erhabenheit und die Beschränktheit der menschlichen Natur offenbaren wird. Ich lasse jedem das Seinige. Mir ist nicht mehr gegeben: genug gegeben, um mich alle Tage mehr meines Daseyns, meiner Menschheit und der Gottheit Gottes über allen Ausdruck zu freuen!

## Allerley dieß Werk Betreffendes.

Die Verschiedenheit des Inhaltes dieses Werkes wird Niemand ärgern, als den die Verschiedenheit der Naturpro-

ducte ärgert. — Es wird sich nun fragen: »Ist es dem Titel und Zwecke des Werkes gemäß?«

Wenn ich zehn- und hundertmahl geirrt habe, das beweiset nur wider meine physiognomische Einsicht, nicht wider die Physiognomik.

Viele, ja unzählige eingesendete Silhouetten und Zeichnungen konnte ich, wollte ich nicht brauchen. Ich schreibe, was ich schreiben kann und will; nicht, was man mich schreiben lassen will. Ich sage, was ich weiß, und gab Niemanden ein Recht, oder einen Anlaß von mir zu fordern, daß ich alles wissen soll. Auch ohne das wäre, wenn auch nur ein Zehntheil gebraucht worden wäre, das Werk unermeßlich geworden.

Ich habe Fragmente geliefert, und kann nichts mehr liefern.

Wer einen Plan oder ein System, oder etwas Vollständiges von mir fordert, weiß nicht, was er fordert, weiß nicht, von wem er es fordert, und verdiente wahrlich kein Wort Entschuldigung auf seine Forderung. Wie unendlich vergraben ist das wenige Wahre und Bestimmte, das seit Jahrhunderten bis auf diese Stunde darüber geschrieben worden! Wie unermeßlich viel ist es, was zu suchen und zu finden und nicht zu finden ist, wie viele Hülfsmittel und Vorkenntnisse bedarf es, die von einem einzigen Menschen kaum erwartet werden können, was bedarf jeder Theil des menschlichen Körpers ein eigenes weitläufiges Studium, wie wäre über jeden ein physiognomisches Buch zu schreiben, — und von mir, was dürfte? was könnte man erwarten und mit Billigkeit fordern? von mir, dem dieß Studium eine Nebenbeschäftigung und Erholung war, von mir, dem beym ersten Anfange und Fortgange dieses Werkes notorisch die Arbeit auf mannigfaltige, und zum Theil unerhörte Weise von Fremden und Einheimischen, Fernen und Nahen, bis zum Ekel erschwert werden sollte!

Billige oder nur nicht grausame Leser! setzt Euch einen Monath in meine Lage, und urtheilt, was ich leisten konnte!

Urtheilt, ob ich in dieser Zeit mehr leisten, oder mehr Zeit auf dieses Werk wenden konnte? Urtheilt, welche Frage vernünftiger ist: Hat der Verfasser lang oder kurz an seiner Schrift gearbeitet? oder: Hat er mehr und gut geschrieben?

Keine andere Zeit meines Lebens war zu diesem Unternehmen bequemer, als gerade diese. Entweder mußte ich nichts schreiben, oder es mußten Fragmente seyn. Das und mehr nicht habe ich versprochen, und wie war ein vollkommener Plan möglich? Für's Erste, von wie vielen Händen und Zufällen hing die Verfertigung und der Fortgang dieses Werkes ab? Jetzt war eine Tafel bestellt, versprochen, erwartet. Voraus konnte der Text nicht gemacht werden. Sie kam, oder kam später, oder kam nicht zur bestimmten Zeit, oder sie war unbrauchbar. Sie mußte also verschoben werden. Ferner, kein Tag, wenigstens keine Woche verging, daß ich nicht neue Beobachtungen machte; — sollte ich diese zurückbehalten? .. Öffentliche und besondere Aufsätze erschienen während der Verfertigung dieses Werkes, die sehr wahrscheinlich ohne dasselbe nie zum Vorscheine gekommen wären. Sollte ich dieselben nicht benützen? Seltsam überhaupt, daß jeder müßige Kopf, der den ganzen Tag zusieht, wie Andere bauen, sich berechtigt hält, dem, der nach seinem besten Vermögen Steine bricht, haut, zuschleppt, zusammenreiht, und nie ein Gebäude aufzuführen sich weder äußerte, noch in den Sinn kommen ließ, unaufhörlich zu rufen: Warum baut ihr nicht sofort, ein vollkommenes, durchaus brauchbares Haus? Man hat gut rufen, wenn man keinen Steinregen will; und gut sagen: Was nützen Fragmente? — wenn man.....

Gott im Himmel bethe ich an, daß ich bin, wo ich bin, und daß er mich unterstützte, das zu leisten, was ich geleistet habe! Gott im Himmel will ich anbethen, wenn einem Andern so viel mehr gegeben wird, daß das Werk als coexistent angesehen werden kann. Ich weiß, und Gott weiß, daß ich keinen

Schriftsteller beneiden werde, den Wahrheitsliebe begeistern wird, diese Fragmente durch ein vollkommenes Werk zu berichtigen.

---

Und nun lege ich auch jetzt die physiognomische Feder nieder... und mit welcher Empfindung? — — Gewiß, Leser! nicht mit der stolzen des Triumphes; gewiß mit dem tiefsten Gefühle der Mängel, Fehler und Unvollkommenheiten meines Werkes; gewiß mit der Überzeugung, unendlich viel weniger geleistet zu haben, als geleistet werden kann. Gleichsam nur an der Schwelle habe ich hin und her gedeutet, und Wege gezeigt, die ich ging — und Wege, die ich als gangbar vermuthete, und vorgelegt nach Möglichkeit, was ich fand auf meinem Wege. Viel versprach ich nicht. Kann die Welt nicht zufrieden seyn, wenn ich allenfalls vielleicht etwas mehr geleistet, als ich versprach; so kann mein Herz zufrieden seyn, wenn es hoffen darf, durch dieses Werk, und zwar durch jedes Fragment desselben, Menschenkenntniß und Menschenliebe befördert und erweitert zu haben.

Von Herzen verachte ich alle Selbsterhebung autorschaftlicher Eitelkeit und Anmaßung; von Herzen auch alle Selbsterniedrigung, die nicht aus innerstem Drange herrührt. Also kann und darf ich weiter nicht viel von dem Werthe oder Unwerthe gegenwärtiger Versuche sagen.

Die Billigkeit wird sich es, ohne mein Erinnern, zur Pflicht machen, alles, was in diesem Felde geleistet worden vor mir, zu messen und zu vergleichen mit dem, was ich nun geleistet habe, und nach der Beschaffenheit meines Berufs und meiner Vorzüge leisten konnte.

So viel aber muß man mir und meiner Überzeugung zu sagen erlauben:

Den Werth haben diese Fragmente, daß nichts blindlings nachgeschrieben, sondern alles, richtig nun, oder unrichtig, gut oder schlecht, alles selbst durchgedacht ist, was ich als Räsonne-

ment, Selbsterfahrung, alles, was ich als besondere Bemerkung, und selbst geahndet, was ich als Ahndung gab. Ich gab nichts, als was mir wenigstens so, wie ich es gab, Wahrheit war, und wie ich glaubte, nützliche Wahrheit.

Diese Überzeugung allein ist es, die mich jetzt am Ende tröstet, hält, trägt, beruhigt, und mir jedes unverdiente Lob, und jeden unverdienten Tadel im gleichen Grade unbedeutend macht.

In diesem heißen, aus des Lebens Thaten und Empfindungen aller zusammenstrahlenden Brennpuncte, was wird meinem Herzen Kühlung seyn, als du, süße Empfindung, daß es für die Menschheit kein göttlicheres Vergnügen gibt, als Wohlthun durch Wahrheit.

Jeden Moment, der mir gegeben ist vom Vater, sammle mein Herz Schätze dieses Vergnügens am milden Strahle der Sonne, die nichts ist, als Wahrheit und Liebe.

## Beschluß.

Nicht Nahmen hat die Menschenherrlichkeit!
Wer gibt mir zehentausend Stimmen?
Und jeder Stimme lebendigen Geist?
Nicht Nahmen hat die Menschenherrlichkeit!
Nein, Menschenvater! Nahmen nicht!
O du, Erstaunen meiner Sinnen all'!
Anbethung du der Unermeßlichkeit,
Verstummen aller Zungen, du!
Gestalt unfähiger — Gestalter
Des Menschenangesichts!
Mit welchen Stimmen, die die Erde
Den Erdenlüften abentlehnt,
Mit welcher Thräne geschöpft aus Mayenthau,
Getrunken mit Morgenblicken der Anbethung,
Oder entschlürft der heiligsten Mondnacht?
Mit welcher Thräne jauchz' ich aus
Die immer frohere Freude:
Ich bin ein Mensch!

O du, der Unerforschlichkeiten Aller
Unerforschlichste!
Du höchste der Höhn! der Tiefen tiefste!
Unaussprechlichkeit! . . . Gott! . . .
Der Lichter Licht, und dunkler
Als Erde-Mitternacht!
Du in den Höhen Weltentrager,
Korallenkrümmer am Felsen des Meers!
Du Licht des Nachtwurms in der Hecke!
Und Licht der Nebelsterne, Höchster!
Du Sonnenbestrahler!
Und Menschenbeseeler im Traume der Nacht!
O du, den ich im Menschenangesicht
Erblick'! O du, den mir verkündigt
Bescheidner Weisheit stilles Lichtaug!
Der mit mir spricht durch holde Lippen
Des Bruders und der Gattinn!
Der auf der keuschen Unschuld reinen Zahn
Wirft einen Mondstrahl seiner Herrlichkeit!
O du, durch den mein Auge Freude schöpft,
Aus allen Sichtbarkeiten;
O du, durch den mein Angesicht
Dem weiten Lichtgewölbe
Und aller Majestät der stillen Sterne
Offen ist, und offen ist dem Auge
Des Bruders und der Gattinn!
Wie sprech' ich aus die froheste der Freuden:
Ich bin ein Mensch!
O du Erstaunen aller Ewigkeiten!
Von deines Angesichtes Licht ein Strahl!
Nicht Erde nur; ein ew'ger Hauch
Von dir, von dir!
Ein Spiegel dein, indem ich dich erkenne!
Ein Spiegel dein, in dem du dich erkennst:
Zu hebend ist und markdurchschauernd
Das Hochgefühl der Menschenherrlichkeit,
Versagt mir Verstummen und Sprache!
O Seyn, o Seyn der Menschheit!
Nicht Pflanzenwärme nur,

Nicht Adlersonnendurst
Gabst du dem Staube, der meinen Nahmen trägt;
Gabst Schmachten ihm nach dir und dich,
Nach Ewigkeiten Durst,
Und Ewigkeiten!
Und gabst ihm Licht, zu seyn im Bruderauge,
Und zu versteh'n den Blick der Ewigkeiten,
Und in dem Blick, was Welten schuf
Und Lichtes Unerschöpflichkeit
Der Sonne gab;
Den Vaterstrahl aus deinem Angesicht!
O Seyn, o Seyn der Menschheit!
O das, was Welten schuf,
Und Lichtes Unerschöpflichkeit
Der Sonne gab,
Und Vaterstrahl und Ewigkeit
Im eignen Auge tragen:
Wer fühlt sie aus der Würden höchste?
Hat Worte? Wer? der Seligkeiten
Seligste zu nennen?
O du, ich Offenbarung dein,
Für jedes Angesicht,
Dem Ewigkeit dein Auge gab!
O du mir Offenbarung
In jedem Angesicht, in das du sprachst
Gedanken der Unsterblichkeit!
Mir ewig Offenbarung im Angesichte deß,
Durch den du sprachst in jedes Angesicht
Gedanken voll Unsterblichkeit!
O du, zu nennen nicht von allen Zungen!
Nicht auszupreisen von aller
Unsterblichkeiten Entzückung!
Im Angesichte Jesus Christus
Werd' ich dich sehn, wie du mich siehst. Amen! Amen!

# XIV.

## Physiognomische Positionen *).

(Auszug.)

1.

Ist der erste Moment, da dir ein Mensch erscheint, und zwar im rechten Lichte, ganz vortheilhaft für ihn; verschob sein erster Eindruck nichts in dir; wurdest du durch ihn auf keine Weise gedrückt oder genirt; fühltest du dich in seiner Gegenwart so gleich, und immer froher, und freyer, lebendiger, und mit dir selbst, auch wenn er nicht mit dir sprach, zufriedener: so sey sicher — der wird bey dir, in so fern niemand zwischen Euch steht, nie verlieren, immer gewinnen. Die Natur hat Euch für einander gebildet. Ihr werdet einander mit sehr Wenigem sehr Vieles sagen können. — Studiere nur genau, und bezeichne die sprechendsten Züge.

2.

Wer sich am ungleichsten und gleichsten, das ist, so mannigfaltig und so einfach wie möglich, so veränderlich und unveränderlich wie möglich, so harmonisch, bey aller Lebendigkeit und Wirksamkeit, — wessen bewegteste Züge den Charakter

*) Nach Lavater's Tode besonders erschienen. Können zum Theil gewagt scheinen, sind aber Summarien, mehr oder weniger motivirt im Haupttexte des Werkes.

des festen Ganzen nie verlieren, sondern demselben conform sind, der sey dir heilig.

Aber wo du das Gegentheil, auffallenden Widerspruch zwischen dem festen Fundamental-Charakter und den beweglichen Zügen wahrnimmst, da sey zehnfach vorsichtig auf deiner Huth, — da ist Narrheit oder Schiefsinn.

3.

Sehr klug, oder sehr kalt, oder sehr dumm, nie aber wahrhaft weise, nie echt lebendig, nie fein empfindsam, nie zärtlich sind die, deren Gesichtszüge sich nie merkbar verändern. Sehr klug, wenn die Gesichtszüge wohl proportionirt sind, genau bestimmt, scharf prononciert. Sehr dumm, wenn die Gesichtszüge flach, ohne Nuancen, ohne Charakter, ohne Beugung oder Schweifung sind.

4.

Wessen Figur schief;
Wessen Mund schief;
Wessen Gang schief;
Wessen Hand schief ist,

das ist, — nach ungleichen sich durchkreuzenden Directionen geht: dessen Denkungsart, dessen Charakter, dessen Manier zu handeln, ist schief, unconsequent, einseitig, sophistisch, falsch, listig, widersprechend, kalt, schalkhaft, hart, gefühllos.

5.

Stirn.

Wenn eine schön gewölbte Stirn in der Mitte zwischen den Augenbrauen, besonders wenn die Augenbrauen markirt, gedrängt, regulär sind, eine leicht sichtbare, perpendiculäre, nicht gar zu lange, oder zwey parallele Falten dieser Art hat, so gehört sie sicher zu den Stirnen erster Größe. Solche Stirnen sind nur zuverlässig klugen und männlich reifern Charakteren eigen, und wenn sie sich an Frauenspersonen finden, so

wird man schwerlich etwas Klügeres, Honetteres, königlich Stolzeres und Bescheideneres finden.

6.

Jede Stirne ist schwachsinnig, die in der Mitte und untenher eine auch nur kaum merkbare längliche Höhlung hat, mithin selbst länglich ist. — Ich sage eine kaum merkbare; sobald sie merklich ist, ändert sich Alles.

7.

Längliche Stirnen, mit scharf angezogener, faltenloser Stirnhaut, wo auch bey seltener Freude keine lieblich-lebendige Falte sich äußert, sind kalt, hämisch, argwöhnisch, bitter, eigensinnig, überlästig, prätentios-kriechend, und können wenig vergeben.

8.

Je weniger Buchten, Wölbungen, Vertiefungen, je mehr einfache Flächen, oder geradlinig scheinende Umrisse an einer Stirn wahrzunehmen sind, desto gemeiner, mittelmäßiger, ideenärmer, empfindungsunfähiger ist die Stirn.

9.

Es gibt schön gewölbte Stirnen, die beynahe groß und idealisch scheinen, und doch beynahe närrisch, und nur halbklug sind; an dem Mangel oder an der Wildheit und Verworrenheit der Augenbrauen entdeckt man ihre Klugheitsäfferey.

10.

Lange Stirnen, oben mit etwas sphärischen Knoten, sind gemeiniglich nicht sehr zurückgehend, haben immer einen untrennbaren, dreyfachen Charakter: — genialische Blicke, mit wenig ruhig zergliederndem Verstande, — Starrsinn mit Wankelmuth, Kälte mit Höflichkeit; daneben haben sie etwas Feines und Edles.

11.

Stirnfalten.

Schiefe Falten in der Stirne, besonders wenn sie ungefähr parallel sind, oder scheinen, sind sicherlich ein Zeichen eines armseligen, schiefen, argwöhnischen Kopfes.

12.

Parallele, regulirte, nicht gar zu tiefe Stirnfalten, oder parallel gebrochene, findet Ihr selten anderswo, als an sehr verständigen, weisen, redlichen und geradsinnigen Menschen.

13.

Stirnen, deren obere Hälfte mit merklichen, besonders zirkelbogigen Falten durchfurcht, deren untere Hälfte flach und faltenlos ist, sind ganz zuverlässig dumm, und aller Abstraction beynahe unfähig.

14.

Stirnfalten, die bey der geringsten Bewegung in der Mitte sich tief abwärts senken, sind der Schwachheit schon sehr verdächtig. — Sind die Züge stehend, tief eingegraben, sehr tief herabsinkend, so zweifelt nicht an Geistesschwäche oder Stupidität, mit Kleinsinn und Geiz gepaart.

Merkt aber wohl, daß die talentreichsten Genies eine Linie, die in der Mitte sich merklich abwärts senkt, unter drey beynahe horizontal parallelen zu haben pflegen.

15.

Verworrene, stark gegrabene, gegen einander streitende Falten in der Stirne sind immer ein Zeichen eines rohen, verworrenen, und schwer zu behandelnden Charakters. Zwischen den Augenbrauen noch eine gevierte Fläche oder eine rohrförmige, faltenlose Breite, die faltenlos bleibt, wenn um sie her sich Alles roh furchet, so ist es ein sicheres Zeichen der höchsten Schwachheit und Verworrenheit.

16.

Roh, derb, indelicat, argwöhnisch, ehrgeizig, bey manchen guten Eigenschaften, sind alle, in deren Stirn sich

scharfe,
verworrene,
schiefe

Falten formen, wenn sie seitwärts schielend, scharf lauernd, mit verschobenem Munde horchen.

17.

Augen.

Augen, die sehr groß, und zugleich äußerst blauhell, beynahe durchsichtig sind, wenn sie im Profil angesehen werden, sind von leichter und großer Capacität, aber zeigen zugleich äußerst empfindliche, schwer zu behandelnde, argwöhnische, eifersüchtige, sehr leicht gegen Jemand einzunehmende Charaktere an; auch sind sie von Natur wie zur Wollust, so zur Ausforschungsbegierde sehr geneigt.

18.

Kleine, schwarze, hellfunkelnde Augen, unter starken schwarzen Augenbrauen, tief liegend bey spöttischem Lächeln, — sind selten ohne Schlauheit, Tiefblick, Feinanstelligkeit und Schikane; sind sie ohne spöttischen Mund, so sind sie tiefsinnig-kalt, geschmackvoll, elegant, genau und mehr zum Geizhals als zur Generosität geneigt.

19.

Augen, die, im Profil angesehen, mit dem Profil der Nase beynahe gleich laufen, ohne jedoch (à fleur de tête) vorzustehen, und unter den Augenliedern sich vorzudrängen, zeigen immer eine schwache Organisation, und wenn nicht entscheidende Gegenzüge sind, blöde Geisteskräfte.

20.

Augen, die keine Falten, oder sehr viele kleinliche, lange Falten werfen, wenn sie sich fröhlich oder liebend zeigen wollen, sind immer nur an

kleinlichen,
blöden,
schwachmüthigen

Charakteren oder total Imbecilen zu sehen.

21.

Augen mit langen, spitzen, besonders horizontalen Winkeln, das ist solchen, die nicht abwärts gehen, mit dickhäutigen Deckeln, welche den Apfel halb zu bedecken scheinen, sind sanguinisch-genialisch.

22.

Augen, die groß, offen, helldurchsichtig, unter parallelen, schmalen, scharf gezeichneten Oberaugenliedern schnell beweglich funkeln, haben sicherlich allemahl fünf Eigenschaften:

schnellen Scharfblick;
Eleganz und Geschmack;
Zornmüthigkeit;
Stolz, und
furiose Weiberliebe.

23.

Augen mit schwachen, kahlen, schmalen Augenbrauen, und sehr langen hohlen Wimpern, zeigen theils schwächliche Leibesdispositionen, theils phlegmatisch-melancholische Geistesschwäche.

24.

Ruhendkräftige, schnelltreffende, sanft durchdringende, wolkigserene, schmachtende, schmelzende, sanft sich bewegende Augen, die hören, indem sie sehen, genießen, schlürfen, ihren Gegenstand gleichsam mit sich selbst tingiren und coloriren, ein Medium des wollüstigsten und geistigsten Genusses sind, sind nie sehr rund, nie ganz offen, nie tiefliegend, oder weit hervorstehend, nie stumpfwinkelig oder abwärts spitzwinkelig.

25.

Tiefliegende, kleine, scharf gezeichnete, glanzlose blaue Augen, unter einer beinernen, beynahe perpendiculären Stirn,

die unter sich etwas tief einsenkt, obenher merklich sich vorwärts rundet, sind zwar nur an scharfsinnigen und klugen, doch meistentheils stolzen, argwöhnischen harten und kaltherzigen Charakteren wahrzunehmen.

26.

Je mehr das obere Augenlied, die Haut unten über dem Augapfel vorstehend, und abgeschnitten scheint, den Augenstern beschattet, oben sich unter den Augknochen zurückschiebt, desto mehr Geist, Freysinn, Verliebsamkeit, genialischer Geschmack, treusinnige, beherzte, zuverlässige Delicatesse.

27.

Augen, die den ganzen Stern, und über und über dem Sterne noch Weißes zeigen, sind entweder in einem gespannten, unnatürlichen Zustande, oder finden sich nur an unruhigen, leidenschaftlichen, halb närrischen, nie ganz correcten, reifen, gesundgeistigen, ganz zuverlässigen Menschen.

28.

Gewisse weit offene, vorrollende Augen bey faden Gesichtern sind eigensinnig, ohne Standhaftigkeit, dumm mit Prätension von Weisheit, kalt, und wollen gern warm scheinen, und sind höchstens hitzig ohne einwohnende Wärme.

29.

Augenbrauen.

Eine nette, dichte, dachförmige, schattende Augenbraue, an welcher keine wilden Auswüchse vorstehen, ist immer ein zuverlässiges Zeichen eines gesunden, männlichreifen Verstandes, selten von originellem poetischen Genie. — Nie von volatiler, duftiger, amoroser Innigkeit und Geistigkeit; Staatscabinetsmänner, Rathgeber, Planmacher, Prüfer, aber sehr selten kühne, fliegsame Wagegeister der ersten Größe.

30.

Horizontale Augenbrauen, dicht, reich, nett, zeigen immer Verstand, Kälte des Herzens, planreichen Sinn; wilde Augenbrauen sind nie an einem sanften, horchsamen, schmieg-

samen Charakter. Hoch über den Augen schwebende, kurze, dichte, unterbrochene, nicht lange, nicht breite, sind meistentheils bey gedächtnißreichen, schlauen, schmiegsamen, frömmelnden Charakteren.

31.

Dichte, starke, schwarze, abwärts sinkende Augenbrauen, die auf den Augen hart aufzuliegen scheinen, tiefe große Augen beschatten, und von einer scharf eingeschnittenen, langen, ununterbrochenen Wangenfalte, die bey der leisesten Bewegung Verachtung, Trotz, kalten Hohn zeigt, begleitet sind, und über sich eine sichtbar knöcherne Stirn haben, sind nur als Rathgeber, wenn man sich rächen, oder sich die Wolfslust des Wehethuns machen will, zu brauchen, sonst so ausweichend wie möglich, und das Ausweichen so verbergend wie möglich zu behandeln.

32.

Nase.

Sehr abwärts sinkende Nasen sind niemahls gut, wahrhaft froh, oder edel, oder groß. — Immer sinnen sie erdwärts, sind verschlossen, kalt, unherzlich, unmittheilsam; oft boshaftwitzig, übellaunig, oder tief hypochondrisch, oder melancholisch, obenher gebogen, furchtbar wollüstig.

33.

Nasen, die vorne etwas aufwärts gehen, und bey der Wurzel merklich vertieft sind, unter einer mehr perpendiculären als zurückgehenden Stirn, —sind von Natur geneigt zur Wollust, Bequemlichkeit, Eifersucht, Eigensinn, dabey aber können sie feinsinnig, redlich, gabenreich, gutmüthig seyn.

34.

Nasen ohne allen auffallenden Charakter, ohne Nüancen, ohne Beugung, ohne Undulation, ohne irgend eine angebliche Bezeichnung, können zwar bey vernünftigen, guten, allenfalls auch edlen Charakteren gefunden werden, nie bey großen und vorzüglichen.

35.

Nasen, an beyden Seiten mit vielen Einschnitten, die bey der geringsten Bewegung sichtbarer werden, und bey der völligsten Ruhe nicht ganz unsichtbar sind, sind ein Zeichen eines schwerfälligen, drückenden, oft hypochondrischen, oft boshaft schalkhaften Sinnes.

36.

Nasen, die sich leicht und alle Augenblicke rümpfen, sind so wenig an echt guten Menschen, als Nasen, die sich kaum rümpfen könnten, wenn sie auch wollten, an erzbösen Menschen zu finden seyn werden. — Wenn die Nasen, die sich nicht nur leicht rümpfen, sondern auch schon eingegrabene Wünsche haben, an guten Menschen gefunden werden, so sind diese gut gesinnten Menschen — Halbnarren.

37.

Aufgeworfene Nasen, an rohen, cholerischen Menschen, unter hohen dennoch unter vorgebogenen, verständigen Stirnen, bey vorhängender Unterlippe sind sie gemeiniglich unerträglich, hart und furchtbar despotisch.

38.

Hundert aufgeworfene Nasen sind an sehr klugen, besonders talentreichen Köpfen, sobald aber die aufgestülpte Nase sehr klein ist, und eine lange (uneigentliche) Oberlippe hat, oder sie einen gewissen Grad der Stumpfheit überschreitet, so kann kein anderer Zug des Gesichts sie rectificiren.

39.

Wangenzug.

Der Zug vom Nasenläppchen gegen das Ende des Mundes ist immer einer der bedeutendsten. Von seiner Schweifung, seiner Länge, seiner Nähe oder Entfernung von dem Munde, hängt die Sichtbarkeit des ganzen Charakters ab. Ist er bogenförmig, ohne Nüancen und Undulation, so ist es ein sicheres Zeichen von Dummheit.

So auch, wenn sein Äußerstes ohne Zwischenraum ans Ende der Lippe gränzt. So auch, wenn er sich vom Ende der Lippe weit entfernt.

40.

Wenn beym Lächeln sich drey parallele, zirkelförmige Bogen bilden, so sind es Fonds von Narrheit in dem Charakter eines Menschen.

41.

Mund.

Jeder Mund, der völlig einmahl so breit ist als das Auge, ist der Mund eines Dummkopfes, das heißt, von der Spitze gegen die Nase bis ans innere Ende des Augapfels, beyde Breiten nach demselben flachen Maße gemessen.

42.

Wenn die Unterlippe mit den Zähnen, die Hälfte der Mundbreite im Profil horizontal vorsteht, so rechne, je nach den übrigen Nüancen, auf eins von allen vieren, oder auf alle vier:

Dummheit,
Rohheit,
Schalkheit,
Geiz.

43.

Nimm nie etwas an wider einen Menschen, der schweigend und sprechend, horchend und fragend, antwortend und erzählend, lachend und weinend, trauernd und fröhlich, einen entweder gratiosen oder doch arglosen Mund hat, der immer in schöner Proportion bleibt, und nie einen fatalen Schalkszahn sehen läßt. — Wer aber mit den Lippen, besonders der einen Hälfte der Oberlippe zittert, und dieß Zittern zu verbergen sucht, dessen Spott kann dir zwar lehrreich, aber er wird tief verwundend für dich seyn.

44.

Alle Disproportion zwischen Oberlippe und Unterlippe ist ein Zeichen der Narrheit oder Bosheit.

45.

Wer Verachtung auf den Lippen hat, der hat keine Liebe im Herzen. — Wessen Lippenende sich merklich und geschweift abwärts senken, der hat Verachtung auf den Lippen und Liebloſigkeit im Herzen, besonders wenn die Unterlippe größer und vorhängender ist, als die obere.

46.

Wie die Höhle in der Mitte der Unterlippe bey einem sonst nicht geistlosen Menschen, so die Laune, so die witzreiche Schalkheit, so die Kälte des Herzens, so die lauernde Argliſtigkeit.

47.

Wenn bey einem sonst geistreichen und kraftvollen Menschen unfern vom Mittelpunct der Mittellinie des Mundes eine Öffnung ist, die sich kaum oder gar nicht schließt, und den Zahn sehen läßt, auch wenn der Mund geschlossen ist, so ist dieß ein Zeichen kalter, unbarmherziger Strenge, hohnlachender Bosheit, die sich wohlthut durch Wehethun.

48.

Scharf gezeichnete, lippenlose, sich an den Enden aufwärts ziehende Mittellinien des Mundes, unter einer im Profil anzusehenden, bogigen (uneigentlichen) Oberlippe, von der Nase an gerechnet, sind selten anders, als bey schlauen, activen, industriosen, kalten, harten, schmeichelnden und terrassirenden Geizhälsen.

49.

Ein kleiner, schmaler Mund, unter einem kleinlichen Nasenloch und einer zirkelbogigen Stirn ist immer leicht erschreckbar, furchtsam blöde, schwach, eitel und unberedt. — Kommen große, hervorstehende, unhelle Augen dazu, und ein oblonges, beinernes Kinn, so dürft Ihr, besonders bey offenem Munde, des Blödsinns noch sicherer seyn; doch ist es beynahe so, so sind die Charaktere häuslich brauchbar und fromm.

50.

Kinn.

Wenn das Kinn decidirt klug ist, so hast du sicherlich einen ganz Klugen. Das Kinn ist decidirt klug, welches in der Mitte etwas eingebogen oder gebrochen ist, dessen unterer Theil etwas vorsteht, und das mit verschiedenen Nuancen, Einkerbungen, Zügen markirt und unten in der Mitte etwas vertieft ist.

Ein langes, breites, grobes Kinn — ich rede vom beinernen Kinn — ist nur an rohen, harten, stolzen und gewaltthätigen Menschen.

51.

Stirn und Mund.

Sieh auf die Stirn mehr als auf alles Andere, wenn du das wissen willst, was der Mensch von Natur ist, oder seiner Natur nach werden kann, — und auf seinen ruhenden geschlossenen Mund.

Der offene Mund zeigt den gegenwärtigen Zustand der Habitualität. Ein ruhig, unangespannt, zwanglos geschlossener Mund, mit proportionirten Lippen, unter einer charakteristischen, zurückgehenden, zarten, sanften und beweglich häutigen, schön linirten, nicht scharfgefurchten Stirn, sey dir ein Heiligthum.

52.

Narr.

Wer mit schiefer Lippe zwecklos lächelt, — wer oft isolirt, ohne bestimmte Tendenz und Direction steht; — wer mit aufrechtem Körper, wenn er grüßt, nur den Kopf vorwärts nickend bewegt, — ist ein Narr.

53.

Vielseitige Charaktere.

Kurze, perpendiculäre, oben knotige, zwischen den Augenbrauen flache, stark und verworren gefurchte Stirn, große helle, blaugraue Augen, kleine Nase, lange (uneigentliche) Oberlippe, blasse Farbe, ruhelose Lippen fand ich an verständigen, ge-

dächtnißreichen, activen, intriganten, vielseitigen, bald gutherzigen, bald derbstrengen, bald sehr hell, bald äußerst schiefsehenden Menschen.

54.

Sophistische Schälke.

Kleine, matte, schlecht gezeichnete Augen, mit lauerndem Blicke, eine bleyfarbige Gesichtshaut, flache, kurze, schwarze Haare, eine aufgeworfene Nase, eine mächtig vorstehende, aufwärts stehende Unterlippe, — unter einer wohlgebauten, verstandreichen Stirn, — werdet Ihr selten anderswo finden, als an schiefen, infamen Sophisten, bösen Erzzänkern, listigen, schalkhaften, cabalisirenden, argwöhnischen, eigennützig-niedrigen, abominablen Menschen.

55.

Eigensinn.

Je höher die Stirn, und je kleiner scheinend dagegen der übrige Theil des Gesichts; je knotiger die hohle Stirn; je tiefer das Auge; je weniger Vertiefung, zwischen Stirn und Nase; je geschlossener der Mund, je breiter das Kinn; — je perpendiculärer das längliche Gesichtsprofil: desto unbeugsamer der Eigensinn, desto härter der Charakter.

56.

Weiber.

Kein schnippisches Weib taugt zur Freundschaft, und schnippisches Wesen kann kein Weib, wie klug oder listig sie sey, verbergen. Betrachte nur die Bewegung ihres Nasenflügels und ihrer Oberlippe, im Profile, wenn von einer Rivalinn oder Nichtrivalinn, die Sensation macht, die Rede ist.

57.

Weiber mit braunen, behaarten oder borstigen Warzen am Kinn, besonders am Untertheile des Kinns oder am Halse, sind zwar gemeiniglich thätig, wacker, gute Hausmütter, aber äußerst sanguinisch, und bis zur Narrheit, ja zur Tollheit ver-

liebt. — Sie schwatzen viel, und schwatzen gern nur von Einem. Sie dringen sich leicht auf, und sind sehr schwer wieder wegzubringen. Man muß sie sehr schonend, ruhigfreundlich behandeln, und sie mit sanftkalter Würde immer drey Schritte vom Leibe entfernt zu halten suchen.

58.

Ist der Gang eines Weibes fatal, entschieden fatal, nicht nur unangenehm, sondern impetuos, schief, ohne Würde, verächtlich, seitwärts vordringend, so reize dich weder eine Schönheit an ihr, noch täusche dich ihr Verstand, noch locke dich ihr Vertrauen. Ihr Mund wird seyn, wie ihr Gang, und ihr Betragen hart und falsch wie ihr Mund. Sie wird dir für Alles, was du ihr thust, nicht danken, und für das kleinste, was du unterläßt, sich fürchterlich rächen. Vergleiche Gang und Stirnlinien, Gang und Falten um den Mund: Ihr werdet über die Harmonie zwischen beyden erstaunen.

59.

Weiber mit rollenden Augen, zartbeweglicher, faltenreicher, schlaffer, beynahe hängender Haut, gebogener Nase, röthlichen Wangen, selten stillem Munde, merklichem Unterkinne, wohlgerundeter, faltiger, zarthautiger Stirn, — sind nicht nur beredt, imaginationsreich, ehrgeizig, Gedächtnißheldinnen, sondern auch von Natur aus zur Galanterie äußerst geneigt, und vergessen sich bey aller Klugheit sehr leicht.

60.

Warzen.

Eine breite braune Warze am Kinn werdet Ihr an keinem wahrhaft weisen, ruhigedlen Menschen, aber sehr oft an merklich imbecilen finden. Wenn Ihr sie auch an einem Weisen findet, so wird es gewiß häufige Momente der völligsten Gedankenlosigkeit, Geistesabsenz und einer unglaublichen Schwäche haben.

61.

Es gibt an sehr verständigen, angenehmen Menschen, Warzen an der Stirn, die nicht braun, nicht groß sind, zwischen den Augenbrauen, die nichts Widriges, nichts Fatales zeigen, aber eine starke braune Warze an der Oberlippe, besonders wenn sie wie beborstet ist, werdet Ihr an keinem Menschen finden, dem nicht etwas Wesentliches zur Ganzheit mangelt, der sich nicht wenigstens durch einen Capitalfehler auszeichnet.

62.

Vorsicht.

Sey vorsichtig gegen jeden Leisesprecher und Scharfschreiber, gegen jeden Wenigsprecher und Vielschreiber, gegen jeden Weniglacher und Vielllächler, dessen Viellächeln nicht rein von Hohn und Verachtung ist. — Kurze Stirnen, stumpfe Nasen, sehr kleine Lippen, oder dann vorstehende Unterlippen, und große Augen, die dich nie direct anschauen dürfen, und besonders breite, rohe Kinnladen, ein aufstehendes, unten fest-fettes Kinn zeichnen sie aus.

63.

Heucheley, Wankelmuth.

Schwäche und Eitelkeit ist die Mutter der Heucheley. Wo du entscheidende Züge von beyden, bey äußerlicher Artigkeit und zuvorkommendem Wesen findest, unmarkirte, falsche Züge, mit einiger Grazie in der Bewegung, mit Kälte bey Höflichkeit, da erwarte, wo nicht Heucheley, doch Wankelmuth, der noch an Heucheley gränzt.

64.

Lächeln.

Wer beym Lächeln gewinnt, und beym Lachen nicht verliert; — wer ohne Lächeln huldreich zu lächeln scheint, und schweigend friedliches Behagen um sich her verbreitet; — wer auch im witzreichsten und witzfrohsten Lächeln oder Lachen nie

kalt verachtenden Hohn verräth; wer lieblich lächelt, wo er Freude der Unschuld bemerkt, Lob des größten Verdienstes vernimmt, in dessen Physiognomie wird Alles edel, Alles harmonisch seyn.

65.

Zweydeutige Charaktere.

Wer schnell seine Gesichtszüge und Gesichtsfarbe ändert, und sehr sorgfältig ist, diese schnellen Abwechslungen zu verbergen und plötzlich eine gelassene Miene annehmen kann; wer besonders seinen Mund leicht an- oder abzuspannen weiß, ihn gleichsam im Zaume halten kann, und besonders wenn das Auge des Beobachters sich regt, zur Wendung gegen ihn, — der ist minder redlich als klug, mehr Weltmann als Philosoph, mehr Politiker als Ruhigweiser, mehr guter Gesellschafter als treuer Freund.

66.

Denker.

Es gibt keinen echten Denker, dem man nichts zwischen den Augenbrauen und im Übergang der Stirn zur Nase ansieht; fehlt es da an Buchten oder Tiefe, Feinheit oder Energie: so wirst du im ganzen Gesichte und im ganzen Menschen, und in allen Handlungen und Geistesoperationen den Denker umsonst suchen, das ist, den Mann mit dem tiefsten Bedürfnisse nach wahren, klaren, bestimmten, consequenten und zusammenhängenden Begriffen.

67.

Harte Charaktere.

Einige Ingredienzien:

a) Perpendiculäre, knotenreiche Stirnen, sehr hoch oder sehr kurz.

b) Sehr spitze, kleine, kurze, — oder rohrunde Nasen, mit weiten Nasenlöchern.

c) Scharf eingeschnittene, lange, unterbrochene Wangen oder Nasenzüge.

d) Untere Zähne, merklich vorstehend, unter oben langen, oder sehr kurzen.

68.

Zum Fliehen.

Fliehe große Augen in kleinen Gesichtern, bey kleinen Näschen, kleinen Figürchen, welche mitten im Lachen dich fühlen lassen, daß sie nicht froh sind, und mitten in der Freudensbezeigung über deine Nähe ein schalkhaftes Lächeln nicht verbergen können.

69.

Große, massive Körper mit kleinen Augen, runden Wangen, vollen, niederhängenden Backen, wurstigen Lippen, sackähnlichem Kinne, die immer mit ihrer eigenen Körperlichkeit beschäftigt sind, immer räuspern, spucken, Tabak nehmen, kauen, schnäuzen, auch wohl gar alles, wovon sie sich entladen, dem freyen Boden anvertrauen, sind im Grunde eitle, fade, kraftlose, ehrsüchtige, lenksame, vielwissende, unsichere, leichtsinnige, wollüstige, schwer zu behandelnde, vielgierige, wenigenießende Charaktere — und wer wenig genießt, der gibt wenig.

70.

Wie klug, wie gelehrt, wie scharfsinnig, wie gewandt, wie brauchbar und nützlich immer ein Mensch, wenn er sich immer mißt, oder zu messen scheint, wenn er Gravität affectirt, um den Mangel innerer, lebendiger Kraft zu bedecken, wenn er gemessenen Schrittes, seines Ichs keinen Augenblick vergessend, sich im Kopfe, sich im Halse, sich im Schulterblatte tragend, einhergeht, und dennoch im Grunde leichten Sinnes und schalkhaften Humors ist, und sobald er allein ist, aller Würde, Gravität und Selbstverläugnung, sein Ich aber nie vergißt: er werde nie dein Freund.

71.

Warnung.

Wenn ein rascher, roher Mensch bey dir allein sanft, gelassen, höflich ist, und immer zu lächeln, oder lächeln zu machen sucht, so wende dich »mir nichts dir nichts« — und schnell kehre dich zurück, ehe er seine Falten dir wieder gefällig machen kann; — die Falte in der Stirn, die in den Wangen, die seiner künstlichen Bemühung unmittelbar vorgeht, und die sich in diesem Moment fast immer stark zeigt, ist die wahre; diese beyden zeichne dir, und sie heißen warnend in deinem Alphabete der Physiognomik.

72.

Was nicht zusammen taugt.

Hast du eine lange, hohe Stirn, so mache nie Bekanntschaft mit einem beynahe kugelrunden Kopfe; hast du einen beynahe kugelrunden Kopf, so mache nie Bekanntschaft mit einer hohen, langen, beinernen Stirn. Besonders taugen solche durchaus nicht zu Ehepaaren.

73.

Männliche Charaktere.

Beynahe furchenlose, nicht perpendiculäre, nicht sehr zurückgehende, nicht sehr flache, nicht kugel-, sondern schalenförmige Stirne; — dichte, nette, reiche, die Stirne auffallend begränzende Augenbrauen, über mehr als halboffene, jedoch nicht ganz offene Augen; — eine mäßige Vertiefung zwischen der Stirn und einer etwas vorgebogenen, breitrückigen Nase; — merklich geschweifte, nicht offene, nicht scharf geschlossene, nicht sehr kleine, nicht große, nicht disproportionirende Lippen; — ein weder sehr vorstehendes noch sehr zurückgehendes Kinn, sind zusammen entscheidend für reifen Verstand, männlichen Charakter, klugthätige Festigkeit.

74.

Wer den großen, oder merklich kleinen Kopf, rückstrebend emporhebt; wer die kurzen Füße, Aufmerksamkeit erregend, spie-

gelt; wer die großen Augen größer machend, geflissentlich seitwärts dreht, als müßte er alles über die Achsel ansehen; wer lange stolzschweigend horcht, und dann trocken, kurz und absprechend antwortet, und mit kaltem Lachen endigt; sobald du zur Replik die Lippen regst, supercilios und stillschweigend und gebiethend dich anbrummt, der hat von drey lieblichen Qualitäten nur eine minder als vier: Eigensinn, Stolz, Härte, mit allen ihren Symtomen, und obendrein höchst wahrscheinlich noch Lügenhaftigkeit, Schalkheit und Geiz.

## XV.

# Lavater's Lebensabriß.

(Auszug.)

Dieser merkwürdige Mann wurde den 15. November 1741 zu Zürich in der Schweiz geboren. Sein Vater, Heinrich Lavater, war Doctor der Arzeneykunst und Mitglied der Zürichischen Regierung; ein Mann von anerkannter Redlichkeit, von natürlich gutem, gesunden Verstande, übrigens weder besonders gelehrt, noch scharfsinnig, weder ein Genie, noch ein philosophischer Kopf. Sein Wandel konnte als ein Beyspiel eines unsträflichen Bürgers angesehen werden. Seine Mutter hatte großen Verstand, eine erstaunliche Einbildungskraft, eine unersättliche Neu- und Wißbegierde. Sie hatte einen planmachenden, ausführenden, durchsetzenden Geist, das ehrlichste, bis zur Pedanterie gewissenhafte Herz; aber ein Herz voll unergründlicher Tiefen, in denen allen jedoch nur eine Leidenschaft steckte: die Eitelkeit; doch nicht jene gemeine Eitelkeit, die so leicht in Coketterie ausartet; sie war die Ehrbarkeit selbst, und von aller Geschlechtseitelkeit sehr weit entfernt. Sie hatte eine zum Erstaunen große Hochachtung für alles Edle, Große, Verstandreiche. Sie war eine treffliche Hausmutter, eine treue Gattinn, die ihrem Manne unermüdet in seinem Berufe Beystand leistete. Schon von ihren Ältern her war ihr eine religiöse Ehrlichkeit unauslöschbar ins Herz gepflanzt.

Daß diese Charaktere der Ältern einen bedeutenden Einfluß auf den Sohn und seine Erziehung haben mußten, liegt in der Natur der Sache, so wie auch Lavater selbst eine merkwürdige Bestätigung für eine seiner Behauptungen ist, die nähmlich, daß besondere Geistesanlagen eher von der Mutter als vom Vater sich ererben. Seine erste Erziehung war, nach seiner eigenen Äußerung, genau nach dem allgemeinen Schlage guter Haushaltungen der damahligen Zeit, unter einer Bürgerclasse, die zu den vornehmern, aber nicht vornehmsten gehörte. Weder die körperliche, noch die erste moralische Erziehung zeichnete sich aus. Er war in seiner frühesten Jugend sehr sanft, still, gutmüthig, sehr lebhaft, bisweilen recht heftig, sehr schnell und sehr furchtsam; äußerst zart und unbeschreiblich empfindlich, nichts weniger als lernsam, sehr unachtsam, flüchtig, ungeduldig, schnell auffahrend, unbedachtsam und unweise; man wußte von ihm nicht den mindesten Zug von Witz, keinen Einfall, kein Bonmot, wie von den meisten seiner Geschwister. Schwerlich fand man einen stillern und lebhaftern, einen suchendern und fliehendern Knaben, als er in seiner ersten Jugend war. Die Neugier trieb ihn zu Allem hin, und die Furcht von Allem weg. Immer schwebte er in der Höhe, und immer klebte er an der Tiefe. Sein Herz trieb ihn immer zu diesem, jenem Menschen, und ward gleich wieder zurückgejagt. In der deutschen Schule, in die er früh kam, machte er nur langsame Fortschritte im Lesen, Schreiben und Auswendiglernen, war unordentlich, und hatte nicht die mindeste Aufmerksamkeit. Zu Ende seines sechsten Jahres kam er in die lateinische Schule.

Eine ziemlich lange Zeit war seine erste und beynahe einzige Jugendbeschäftigung, aus Siegelwachs allerley Figuren zu bilden. Im siebenten Jahre fingen sich die ersten Gefühle der Religion, des Gottesdienstes, des Gottsuchens merklich in dem Knaben zu regen an. Schon hier findet man die ersten Keime des

gottsuchenden Mannes. Lange war er Gott selten treu, und in solchen Zeiträumen, wo er nicht ernsthaft und fromm war, war er, sobald er wenigstens vom mütterlichen Auge sich entfernen konnte, über alle Schranken muthwillig; aber doch war er ihm auch selten lange untreu. Phantasien, Gemüthsregungen, Liebe zum ungeheuer Großen, trieb ihn immer um. Immer war er in seinen Gedanken Baumeister, Erfinder und Erbauer hoher babylonischer Thürme, u. s. w. Immer fing er hundert Dinge an, und vollendete keines. Oft hatte er eben die Freude, das, was er gemacht, zu zerstören, als er gehabt hatte, es zu beginnen. Diesen Hang zu immer neuem Beginnen und unvollendeten Liegenlassen bekämpfte er sein folgendes Leben hindurch mit großem Eifer und gutem Gelingen.

Von frühester Jugend an machte es ihm Vergnügen zu geben. Er konnte nie einen Armen ohne Mitleid ansehen, und litt unbeschreiblich viel bey der Noth Anderer. Er war indessen in der Schule aus einer Classe in die andere immer höher gerückt, als in seinem zehnten Jahre durch einen Zufall mit einem Mahle sich bey ihm die Bestimmung zum geistlichen Stande entschied. Ein angesehener Pfarrer, einer der ersten Aufseher des Gymnasiums, kam einstens in die Schule, und fragte unter andern die Knaben, was sie werden wollten? wer Pfarrer von ihnen werden wollte? Lavater sagte ohne die mindeste vorhergehende Überlegung und ohne innern Trieb sogleich: Ich! Als er es nun einmahl gesagt hatte, so wurde es ihm auch gemüthlich, in Zukunft Pfarrer zu werden, und er machte seinen Entschluß jetzt auch seinen Ältern bekannt, die damit nicht ganz zufrieden waren. Thorheiten, Kindereyen, Muthwilligkeit, sogar mitunter kleine Bosheiten ließ er sich bald da, bald dort zu Schulden kommen. Damit war zugleich auch wieder Blödigkeit, Gutmüthigkeit, naiver Kindeseinfall vergesellschaftet. Verstellung, oder klug verschlagene Zurückhaltung war ihm unmöglich. Der Knabe sagte Alles schlechtweg heraus, was er empfand, bemerkte, wußte. Bey aller seiner Flüchtigkeit aber,

und dem Hange zum Lustigmachen, fühlte er doch immer wieder etwas Zurückziehendes, Ernsthaftes, Melancholisches in sich, verwünschte jedes Lächeln, verdammte jede Gottesvergessenheit, ging ins Einsame und weinte bittere Thränen, und fühlte sich durch das Mitmachen mit Andern innerlich so tief unter sich selbst erniedriget, daß er weder Himmel noch Erde, weder Gott noch Menschen anblicken zu dürfen glaubte.

Von seiner frühesten Jugend an, bis er aus der Fremde von Reisen zurückkam, schien ihm alle Gabe zu reden, etwas zu erzählen, besonders alle Gabe zu räsonniren, gänzlich versagt zu seyn. Solch ein reichliches Maß von Diction und Beredsamkeit ihm auch in der Folge zu Theil wurde, so ließ sich doch seine ganze Jugendzeit hindurch von diesem Talente keine Spur sehen, so daß er sich auch von seinen Mitschülern dieser Blödigkeit und Unbehülflichkeit im Reden wegen den Nahmen des Unmündigen verdiente. Bey aller seiner außerordentlichen Blödigkeit und Furchtsamkeit lag doch auch wieder eine gewisse männliche, unüberwindliche Entschlossenheit in seiner Seele. Diese zeigte sich zwar selten, aber wenn sie sich zeigte, war sie um desto stärker. Er war zahm wie ein Lamm, aber auch wild wie ein Löwe. Er floh jeden Knaben, der die Hand gegen ihn aufhob, ward er aber ergriffen, so biß er um sich, wie ein gereizter Dachs. Durch Unrecht aufgebracht, setzte er sich mit einer rasenden Kühnheit und Alles vergessendem Muthe selbst männlicher Stärke entgegen. Ein Unrecht, welches ihm oder Andern gethan wurde, empfand er mit einem Schmerze, der alle seine Kräfte zu einer fürchterlichen Höhe hob. Er kam aus aller Fassung, sobald er eine leidende Unschuld sah.

Im Jahre 1753 wurde er gefährlich krank. Langsam erhohlte er sich wieder, und seine Zeitverkürzungen während der langsamen Erhohlung waren optische Versuche, Gläser zusammenzusetzen, und kleine Handperspective zu erkünsteln, und es pflanzte sich ihm dabey eine Liebhaberey für diese Sache ein,

die sich nie ganz aus seiner Seele verlor. Übrigens machte diese Krankheit einige Zeitlang recht gute Wirkung auf sein Herz.

Um diese Zeit kam Wieland zum ersten Mahle nach Zürich, was in der Stadt großes Aufsehen erregte, das auch bis in die Schule drang, in welcher sich Lavater jetzt befand. Da erzählten sich die Knaben unter einander von dem Manne, der so viele Sprachen verstände, der mit dem bloßen Blicke ein Zimmer ausmessen und sagen könne, wie viele Linsen in demselben Raum hätten. Dieß erregte bey Lavater so großes Erstaunen, so neugierige Theilnahme, afficirte ihn so innig, daß er nun nichts mehr dachte als Wielanden, und dieses großen Mannes Schüler zu werden wünschte. Dennoch kam er noch in keine nähere Bekanntschaft mit ihm. Nur einmahl sah er ihn, da er in einem benachbarten Hause einen Besuch machte. Sein Blick ruhte so auf dem Manne, trank sein Bild so in sich, daß er hernach oft zu sagen pflegte, Wieland's Bild habe sich seit dieser Zeit seiner Seele auf immer eingeprägt.

Um diese Zeit fing er auch an, eine starke Leidenschaft für die Lectüre zu gewinnen; aber ohne Plan, ohne Absicht, ohne einige Ordnung machte er sich an die Bibliothek seines Vaters, fiel bald über ein physikalisches, bald ein chemisches, bald ein historisches Buch her, und las darin flüchtig hier und dort herum. Er hatte weder Festigkeit noch Geduld, etwas zu Ende zu lesen; was Geduld und Nachdenken erforderte, war ihm zuwider. Sein Fleiß in der Schule war noch immer nicht von besonderer Bedeutung; was er zur Noth wissen mußte, das wußte er, den Fleiß ließ er an sich kommen. Sollte er etwas wissen, so war er acht oder vierzehn Tage fleißig, und hohlte dann die Andern leicht ein. In Ansehung des Herzens blieb er sich jetzt überhaupt gleich; war schwach und lenksam, zum Unrecht unverführbar, sehr leicht verführbar zum Muthwillen und Leichtsinn, größten Theils voll reiner, absichtloser Gutmüthigkeit. Er that nach seinem geringen Vermögen bis zur Verschwendung Gutes, machte Freuden, wo er konnte, und

litt immer entsetzlich bey den Leiden Anderer. Das Gebeth blieb immer unter allen Stürmen des Leichtsinns ein unaustilgbares Bedürfniß seines Herzens und seiner Umstände, es half ihm aus so vielen Verlegenheiten und Beängstigungen. Von seiner Glaubensstärke in diesen Jahren kann man sich kaum einen Begriff machen.

Er hatte nun das Ende seines Schulcurses erreicht, und rückte 1758 in das akademische Gymnasium. Übrigens blieb er, der er gewesen war; gut und fromm, wie es ihm ankam, leichtsinnig und gottesvergessen, wenn wieder eine Leidenschaft sich regte. Sein Bedürfniß nach Freundschaft fand jetzt eine schöne Befriedigung in den Brüdern Heinrich und Felix Heß, und in Heinrich Füßli, welche mit ihm Theologie studierten. Er wechselte häufig mit ihnen Briefe, ob sie gleich täglich einander sahen, über ernsthafte Gegenstände, besonders religiös-moralische, so wie er schon damahls ein eifriger Verehrer der Bibel war. Das Ausgezeichnete seines Verstandes blieb Bodmern und Breitingern, die damahls unter den vornehmsten Arbeitern am Gymnasium standen, nicht unbemerkt, und er wurde von ihnen mit seinen obenerwähnten Freunden sehr hervorgezogen. Im Jahre 1759 besuchte Lavater zuerst die Collegia, welche über Philosophie gelesen wurden. Er brach sich um diese Zeit viel vom Schlafe ab, studierte gemeiniglich bis nach Mitternacht, und saß des Morgens um 5 oder 6 Uhr schon wieder an seinem Schreibtisch. Am Ende des Jahres 1759 wurde er in die theologische Classe aufgenommen. Das Studium der Theologie, der Bibel, und die Anwendung der biblischen Wahrheiten auf jeden vorkommenden Fall, war schon damahls Lavater's Hauptsache. Auch verfertigte er jetzt schon viele religiöse Poesien und Lieder, wovon hernach einiges in seine Sammlung von geistlichen Liedern gekommen ist. Ungeachtet des jetzt recht sehr in ihm arbeitenden religiösen und moralischen Sinnes, der immer stärker bey ihm wurde, führte er doch über sich selbst

so bittere und jammervolle Klage, daß man hätte denken sollen, er habe sich eigentliche Verbrechen vorzuwerfen, oder er sey in die dunkelsten Melancholien versunken, und doch war durchaus keines von Beyden.

Im Jahre 1762 mußte er, noch als Studiosus, eine Übungspredigt über Pred. Salom. 7, 3. »Es ist besser, man gehe ins Trauerhaus als in das Trinkhaus; denn daselbst sieht man das Ende aller Menschen,« halten (es war die zweyte in seinem Leben), und er hielt sie mit einem Ernste, mit einer feyerlichen Würde, die etwas ganz Ungewöhnliches hatte. Der junge Redner wußte schon damahls mit einer Freyheit, die oft selbst dem Geübten mangelt, die Umstände schnell zu benutzen, auf die er freylich bey der Verfertigung seines Concepts noch nicht rechnen konnte. Er hatte etwas länger gesprochen, und die Stunde schlug, die den ihm angewiesenen Raum begränzte. Mitten in seinem ernst anwendenden Vortrage hatte er eben sich so ausgedrückt: »Wir haben hier keine bleibende Stätte, wir sind nur Gäste und Fremdlinge hier auf Erden, ach! daß ich doch so glücklich wäre, euch die Wichtigkeit dieser Wahrheit recht fühlbar zu machen! Wir sind sterblich, und die Stunde unseres Todes wird gewiß nicht ausbleiben. Sind wir nicht allzeit dem Ziele unseres Leben sehr nahe? Legen wir nicht mit jedem Augenblicke einen Schritt zur Ewigkeit zurück? Sind nicht alle unsere Augenblicke gezählt?« — Jetzt gerade schlug die Uhr. Lavater hielt eine Weile stille, ließ den Glockenschlag verhallen, und fuhr dann feyerlich mit neuem Ernste fort: »Hört, Brüder! auch diese Stunde ist wieder dahin, ja auch diese wieder dahin, wir Alle sind unserm Ende wieder eine Stunde näher u. s. w.« —

Im Jahre 1762 wurde er auch, nachdem er auch seinen theologischen Cursus vollendet, ins Ministerium aufgenommen. — Sehr früh fing sich sein Umgang mit den allerverschiedensten Classen der Menschen an, und seine beständige Beobachtung ihres religiösen, moralischen und intellectuellen Charakters,

erwarb ihm wirklich eine Volkskenntniß bis auf die untersten Classen der Menschen, die selten ist.

Jetzt erfolgte ein Auftritt in Lavater's Leben, der die erste Grundlage zu dem Ruhme wurde, den er nachher erhielt. Jene Rechtsliebe und jener Muth, den man schon an dem Knaben gewahr wurde, zeigte sich jetzt bey dem Jüngling in all' seinem Feuer. Lavater und sein Freund Heinrich Füßli (der als Mahler nachher so berühmt geworden) hatten viel von der schreyenden Ungerechtigkeit eines damahls regierenden Landvogts in einer der Zürich'schen Landvogteyen gehört. Die Klagen wurden immer lauter, die Ungerechtigkeiten immer beweisbarer; dennoch war es seinen Herrschaftsangehörigen äußerst schwer, mit ihren Klagen bey dem Züricher Magistrate anzukommen, indem der damahlige Bürgermeister (der erste im Staate) gerade der Schwiegervater dieses Landvogts war. Es erschwerte dieß auch Lavatern allerdings sein patriotisches Unternehmen. Dazu kam noch, daß Lavater's Ältern mit diesem Bürgermeister in naher Bekanntschaft standen. Lavater und sein Freund Füßli wendeten sich zuerst, anonym zwar, doch so, daß Lavater die Anfangsbuchstaben seines Nahmens J. C. L. unterzeichnete, an den Landvogt selbst, mit Forderung, seine bisherigen Bosheiten und Ungerechtigkeiten wieder gut zu machen, und das Geraubte zu erstatten, und mit der Drohung, im Falle dieß nicht geschehe, eine öffentliche Klage wider ihn zu erheben. In hartem Tone wurde ihm das Register aller seiner Ungerechtigkeiten vorgelegt. Der getroffene Landvogt gab kein Zeichen von sich, daß er den Brief empfangen habe. Allein, wer so begann, wie Lavater, der konnte nun freylich nicht schweigen und zurücktreten. Als der von ihm und seinem Freunde dem Landvogte bestimmte Termin verflossen war, traten sie öffentlich gegen ihn mit einer Klagschrift: »Der ungerechte Landvogt, oder Klage eines Patrioten« betitelt, auf, die gedruckt, und sodann in die Häuser der vornehmsten Regierungs-

mitglieder gebracht wurde. Endlich kam die Sache vor den Rath zu Zürich, und es wurde eine scharfe Untersuchung veranlaßt, wo denn doch die Sache der Gerechtigkeit über das Familieninteresse siegte. Als man die Verfasser von Rathes wegen öffentlich sich zu nennen aufforderte, so traten Lavater und Füßli unerschrockenen Muthes aus ihrer bisherigen Finsterniß hervor. Der Landvogt indessen wartete die Untersuchung nicht ab, sondern suchte sein Heil in der Flucht. Die genaue Untersuchung und Beendigung des Geschäfts rechtfertigte die muthvollen Ankläger, und machte der Gerechtigkeitspflege des Zürich'schen Rathes Ehre. Das unrecht erworbene Gut wurde wirklich erstattet, und die dem Landvogte selbst zuerkannte Strafe war angemessen. Man kann sich jetzt gar keinen Begriff mehr davon machen, was es damahls hieß, ein Regierungsglied anzugreifen, das mit den ersten Häuptern des Staates in genauen Familienverhältnissen stand.

Lavater unternahm jetzt zu seiner weitern Ausbildung eine Reise, auf der ihn seine Freunde Felix Heß und Heinrich Füßli in gleicher Absicht begleiteten. Lavater und Heß hatten den damahligen Präpositus Spalding zu Barth in Schwedisch-Pommern aus seinen Schriften kennen gelernt, und versprachen sich von einem Aufenthalte bey ihm gerade das Hauptsächlichste, was sie durch Reisen sich zu erwerben wünschten. Sie gingen zuerst von Zürich nach Winterthur, wo sie den Professor Sulzer fanden, unter dessen Begleitung sie ihre Reise bis nach Berlin machten. Von Winterthur nahmen sie ihren Weg über St. Gallen, wo sie dem Professor Wegelin, der nachher bey der Ritterakademie in Berlin stand, und den Prediger Jacob Huber kennen lernten. Über Lindau, Augsburg, Nürnberg, gingen sie darauf nach Leipzig. Sulzer verschaffte ihnen nicht nur alle die Bekanntschaften, welche ihnen interessant seyn konnten, sondern seine Mitreise an sich war ihnen sehr nützlich und erwünscht. Hier fing er an, nicht auf theoretische Specula-

tionen, sondern auf practische Wahrnehmungen gegründeter Menschenkenntniß zu sammeln. Er lernte den berühmten Ernesti, den liebenswürdigen Gellert, den rechtschaffenen Zollikofer, den seltsamen und tiefsinnigen Gellius, den geistvollen Öser kennen. Sie hielten sich aber in Leipzig nicht lange auf, um sich von dem Hauptzwecke ihrer Reise, Spalding, sich zu nähern, nicht zu entfernen. In Magdeburg sahen sie Gleim, dessen seltsames Feuer und Lebhaftigkeit Lavater an dem sanften und naiven Dichter nicht gesucht hatte.

Endlich kamen sie zu Berlin an. Bald machte sich auch da Lavater mit den besten und verehrungswürdigsten Männern bekannt: Dietrich, Sack, Mendelssohn, Rammler, Stahl, Beguelin u. a. Vier Wochen währte sein Aufenthalt in Berlin, aber diese vier Wochen waren ein halbes Jahr werth, so geizte er mit der Zeit. Ohne die Werke der Kunst zu verachten, die sich seiner Aufmerksamkeit darbothen, ohne sich bloß auf sein Zimmer zu sperren, und sich die erlaubtesten Freuden eines neugierigen Fremden zu versagen, studierte er doch sehr viel. Niemahls ging er eher zur Ruhe, als bis er das Wichtigste, was er den Tag über bemerkt oder gelernt, niedergeschrieben hatte.

Lavater verließ nun mit seinen Freunden Berlin wieder, und ohne einigen Aufenthalt ging es auf Barth zu, wo Spalding sie mit offenen Armen empfing. Mit großen Erwartungen ging Lavater nach Barth, und fand sie alle nicht nur erreicht, sondern übertroffen.

Auch jetzt schon zeigte der 22jährige Lavater eine rastlose Thätigkeit, die ihn hernach zu dem Grade von Wirksamkeit erhob, die allgemein an ihm bekannt war; und seine innere rege Thätigkeit war auch da schon immer durch Hinsicht auf seinen Zweck geleitet. Vom frühen Morgen bis an den späten Abend war er immer mit den besten theologischen, philosophischen und poetischen Schriftstellern im Umgange, und

las, so zu sagen, fast nie ohne die Feder in der Hand. Er machte sich Auszüge, oder schrieb sein Urtheil darüber nieder, oder war mit Verfertigung eigener Aufsätze beschäftigt, die Menge von Briefen nicht gerechnet, die er schon damahls schrieb und empfing; oder er saß mit Spalding auf dem Zimmer, spazierte mit ihm in dem Garten in Gesprächen, deren Hauptinhalt er sich jedes Mahl in seinem Tagebuch aufzeichnete, und der selten etwas Andres war, als die zweckmäßigste und lehrreichste Unterhaltung.

Die Poesie hatte für ihn große Reize, aber immer folgte er nur dem Winke der ernsten Muse. Zuweilen beschäftigte sich Lavater auch in den Erhohlungsstunden mit Zeichnen, und zwar waren es immer Porträte, die er zeichnete. Er hatte ein entschiedenes Talent dafür, ohne welches er auch in seinen physiognomischen Studien nie dahin gekommen seyn würde, wo ihn seine physiognomischen Werke zeigen. Der Aufenthalt bey Spalding wirkte zugleich kräftig mit, um Lavatern zu dem Grade von Toleranz zu bringen, die ihn sein ganzes Leben hindurch so schön auszeichnete, und bey aller seiner festen, nie wankenden Treue an eigenen Grundsätzen doch immer gegen jeden Andersdenkenden so sanft und liebevoll machte.

Um diese Zeit und während seines Aufenthaltes in Barth fing Lavater auch seine ersten schriftstellerischen Arbeiten an. Unbekannt zwar, und ohne seinen Nahmen beyzufügen, war er ein sehr thätiger Mitarbeiter an den »Ausführlichen und kritischen Nachrichten von den besten und merkwürdigsten Schriften unserer Zeit, nebst andern zur Gelehrsamkeit gehörigen Sachen,« welche 1763 zu Lindau, Frankfurt und Leipzig herauskamen. »Der Christ in der Einsamkeit« von Crugot war erschienen, und der damahls sehr orthodoxe Carl Friedrich Bahrdt änderte eigenmächtig das Buch um, und gab es unter dem Titel: Der Christ in der Einsamkeit verbes-

fert, Leipzig 1763 aufs neue heraus. Diese Unverschämtheit, die Schrift eines noch lebenden Verfassers ohne sein Wissen umzuändern, und unter einem Titel herauszugeben, der die Leser vermuthen ließ, daß sie von ihrem ursprünglichen Verfasser so umgeändert worden, noch mehr aber, daß Bahrdt die vernünftigsten und christlichsten Ausdrücke mit einer Schamlosigkeit, die nicht größer seyn konnte, verdächtig machte, die Grundsätze des Verfassers verdrehte und verfälschte u. s. f. konnte Lavater nicht ungerügt lassen. Er wendete sich geradezu an Bahrdt in einem Briefe, den er auch nachher drucken ließ, verwies ihm mit aller Freymüthigkeit sein Unternehmen, und vertheidigte Crugot gegen ihn.

Spalding hatte indessen, noch während des Aufenthaltes seiner Freunde bey ihm, der bis in den neunten Monath dauerte, den Ruf zum Consistorialrath und Propst nach Berlin erhalten. Seine Fremdlinge begleiteten ihn bey einer vorläufigen Reise dahin, und mußten sich alsdann von ihm trennen. Nachdem sie noch einige Wochen in Berlin zugebracht, traten sie ihre Rückreise nach Zürich an. Männer zu sehen, die sich durch Größe oder Gelehrsamkeit, oder Religiosität auszeichneten, war Lavatern sein ganzes Leben hindurch ein ganz besonderes Vergnügen, und es wurde ihm auch in einem seltenen Maße zu Theil. In Quedlinburg machte er mit Klopstock und Resewitz Bekanntschaft, in Braunschweig mit Jerusalem und Gärtner. Auch Ebert, Zachariä und Schmidt sah er hier. In Göttingen interessirte ihn Michaelis und Kästner am meisten; in Frankfurt am Main Moser.

Von mehreren dieser merkwürdigen Männer, die er auf seiner Reise hatte kennen lernen, entwarf er kurze Schilderungen, die er den Briefen an seine Freunde einwebte. Seine Urtheile ließen in dem Jünglinge schon den Mann sehen, der mit Wenigem so viel sagte, in seinem Urtheil so richtig traf, wenn auch keine lange Bekanntschaft ihm eine detaillirte Kennt-

niß eines Menschen verschaffte, sondern nur sein Tact ihn leitete. Er verband mit diesem Schnellblick seines Geistes noch eine eben so ausgezeichnete Humanität. Sein Beobachtungsgeist ließ die mannigfaltige Gelegenheit nie außer Acht, die sich darboth, Menschen aller Art kennen zu lernen. Immer arbeitete er sich gerne dahinein. Das Auffallende wurde aber nicht bloß von ihm bemerkt, sondern bis in seinen verborgenen Quellen, so viel er es vermochte, aufgespürt. Für jede ausgezeichnete Geisteskraft hatte er große Achtung; selbst wenn sie durch Mißbrauch zur Abscheulichkeit geworden war, so wußte er doch den Keim derselben, die Anlage, das Edle und Große zu schätzen, das erst durch den Mißbrauch entstellt wurde. Mit dieser Bemerkung der auffallendsten Charaktere verband er zugleich eine scharfe Beobachtung der besondern Gesichtszüge, und der körperlichen Bildung des Menschen, wozu ihm seine Anlage zum Porträtmahlen sehr behülflich war.

Nach einer jährigen Abwesenheit befand sich nun Lavater wieder 1764 in seinem Vaterlande, in seinem häuslichen Kreise, im Cirkel seiner Freunde. Noch hatte er keine bestimmten Geschäfte; aber sein immer thätiger Geist war dennoch unermüdet, Alles zu thun, was er thun konnte, zur Ausbildung seiner selbst. Er predigte oft, und ganz ungemein war der Beyfall, den er fand. Die auffallende Kraft und Wärme, die besondere Deutlichkeit seiner Vorträge machten ihn noch mehr auf ihn aufmerksam, als die damahls neue, und von der gewöhnlichen abgehende Form seiner Predigten. Im Jahre 1766 verheirathete er sich mit Anna Schinz, der Tochter eines angesehenen Kaufmanns in Zürich, die sich schon damahls als junges Mädchen durch stille, demüthige Frömmigkeit auszeichnete.

Einige von seinen Predigten erschienen jetzt theils mit, theils ohne seinen Willen im Drucke. Seine Zeit war immer zwischen dem Lesen der damahls erscheinenden, besonders theologischen und ascetischen Schriften, und zwischen eigener Verfertigung mannigfaltiger Aufsätze getheilt. Die geistliche Poesie,

der um diese Zeit vorzüglich Klopstock und Cramer einen neuen Schwung gegeben hatten, der Alles übertraf, was die Deutschen bisher in diesem Fache geleistet hatten, war Lavatern eine große Lieblingssache, und er arbeitete in diesen Jahren seiner Blüthe schon mit großem Interesse darin. Auch eine gereimte Übersetzung der Psalme beschäftigte ihn jetzt. Viele prosaische und poetische Aufsätze mancherley Art erschienen in dem Erinnerer, einer Wochenschrift, in der Lavater der Hauptarbeiter war. Bey Gelegenheit der Versammlung der Helvetischen Gesellschaft zu Schinznach hatte Professor Planta es zur Sprache gebracht, wie nützlich es seyn würde, und wie sehr tugendhafte und großmüthige Gesinnungen bey dem Volke erweckt werden könnten, wenn die schönsten und edelsten Thaten der Väter in einfachen populären Liedern dargestellt würden. Dieß leuchtete Lavatern ganz vorzüglich ein. Er machte sich mit Freuden daran, und so erschienen 1767 seine Schweizerlieder. In eben dem Jahre gab Lavater sein Christliches Handbüchlein, die ersten seiner ascetischen Arbeiten, heraus. Zwey andere schriftstellerische Arbeiten, die ihn jetzt beschäftigten, waren seine Übersetzung von Bonnet's Palingenesie und die Aussichten in die Ewigkeit! In den Jahren 1767 und 1768 formte sich seine eigentliche Meinung von der Schriftlehre in Ansehung des Glaubens, des Gebethes und der Gaben des heiligen Geistes. Das Resultat dessen, was er schon um diese Zeit darüber niederschrieb, ist in dem ersten Bändchen seiner vermischten Schriften enthalten. Die Grundzüge davon waren und blieben seine Überzeugung bis an das Ende seines Lebens.

Lavatern schien es sonderbar, und wenigstens bey keinem andern Buche als der Bibel angewendete Methode, nach den allfälligen Erfahrungen oder Nichterfahrungen viel späterer Jahrhunderte das bestimmen zu wollen, was die Schriftsteller viel früherer Jahrhunderte sollen gesagt haben. Es lag ihm aber die Sache so sehr am Herzen, und er wünschte so drin-

gend auf einen festen Standpunct durchaus wahrer und richtiger Ansicht zu kommen, daß, so wenig ihm auch diese Manier zur richtigen Exegese zu führen schien, und so sehr er für sich überzeugt war, daß die Menge der von ihm erwogenen Stellen der Schrift nach einer gefunden, und ihren wahren Regeln treu bleibenden Exegese, für seine Meinung entscheidend sey, er doch auch von dieser Seite die Sache nicht ununtersucht lassen wollte. Auch darüber forderte er in einem gedruckten Briefe seine Freunde und Mitforscher der Wahrheit auf, ihm auch bey dieser, auf Erfahrungen sich beziehenden Untersuchung behülflich zu seyn.

Lavater wurde jetzt der Stifter der ascetischen Gesellschaft in Zürich, die anfangs einen eingeschränkten Zweck hatte, der aber nach und nach immer mehr erweitert wurde. Im Jahre 1769 erhielt er die Diaconatsstelle an der Waisenhauskirche zu Zürich. Hier fand er einen sehr schönen und fruchtbaren, zum Theil äußerst lieblichen und zum Theil höchst lehrreichen, auch für ihn selbst höchst lehrreichen Wirkungskreis. Die Schar der Waisenkinder war seine Heerde, bey der er, nach seiner außerordentlichen Liebe, die er zu Kindern hatte, mit Herzensfreude arbeitete. Hier entwickelte sich sein Talent, Kinder zu unterrichten, worin er es zu einem hohen Grade von Vollkommenheit brachte. Er wußte mit ungemeiner Geschicklichkeit die Begriffe nicht nur zu vereinfachen, sondern sie auch durch treffliche Bilder und Gleichnisse zu erklären und anschaulich zu machen. Im Jahre 1770 verlor er seinen Heinrich Heß durch den Tod, nachdem ihm schon 1768 Felix Heß gestorben war. Dafür erwarb er sich einen neuen Freund an Johann Conrad Pfenninger. Der seiner vertrautesten Jugendfreunde beraubte Lavater, dem innige Freundschaft, und ein Herz, das ihn ganz verstand, ein wahres Bedürfniß war, schloß sich jetzt an diesen jungen Mann, den er schon lange gekannt, geschätzt und geliebt hatte, um desto fester an.

Nicht selten hat man Lavatern den Vorwurf der Proselytenmacherey gemacht. Er verdiente diesen Vorwurf nicht; denn in der That läßt sich kaum ein größeres Maß von Achtung für eines Jeden Überzeugung denken, als das, welches er hatte. Aber wo er Wahrheitsliebe fand, da achtete er seine eigene Wahrheitsliebe für Pflicht, das, was ihm Wahrheit war, so stark und einleuchtend darzulegen, als er konnte, und er besaß eine solche Gabe der Deutlichmachung und der kraftvollen Darstellung seiner Gründe, daß es leicht den Schein gewann, als lege er es darauf an, zu überreden, was doch seine Sache nie war. Selbst seine Achtung und Liebe für Menschen, bey denen er tiefen Blick mit Wahrheitsliebe verbunden wahrnahm, brachte ihn zuweilen zu Schritten, von denen er hernach selbst wünschte, daß er ihnen mehr Überlegung hätte vorangehen lassen.

Dieß war der Fall bey dem Auftritte, den er mit Mendelssohn gehabt hatte, worüber Lavater's Gegner ganz anders urtheilten, als Mendelssohn selbst. Jene beschuldigten ihn der Proselytenmacherey, dieser fand in Lavater's Benehmen den Beweis der Wahrheitsliebe eben sowohl, als den der Achtung und Freundschaft für ihn selbst. Lavater hatte nähmlich, auf seiner schon erwähnten Reise zu Spalding, in Berlin Mendelssohn kennen gelernt, und verehrte in ihm einen denkenden Freund der Wahrheit. Die philosophische Achtung, die Mendelssohn für den moralischen Charakter Jesus äußerte, hatte ihm besonders Ehrfurcht für ihn abgewonnen, und er glaubte es ihm schuldig zu seyn, auch öffentlich ihm diese Achtung zu beweisen, indem er seiner Untersuchung das unterwarf, was ihm selbst das Heiligste, was die unumstößliche Wahrheit war, und was er so gern Jedem gegönnt hätte, dessen Wahrheitsliebe ihn dazu fähig zu machen schien. Als er daher 1769 den zweyten Theil von Bonnet's Palingenesie oder die Untersuchung der Beweise für das Christenthum bearbeitete und herausgab, dedi-

cirte er geradezu Mendelssohn diese seine Übersetzung, und forderte ihn auf, entweder Bonnet's Gründe zu widerlegen, oder selbst zum Christenthum überzutreten. Mendelssohn war über diese Dedication wirklich sehr betroffen, antwortete aber mit einer seiner ganz würdigen Ruhe, und in einem Tone, wie es Männern geziemt mit Männern zu reden. Aber auch Lavater benahm sich nachher so, wie es seines Verstandes und Herzens würdig war; er bereute öffentlich den Schritt, den er gethan hatte. Kaum aber war diese Geschichte, und die dadurch veranlaßte Druckschrift ins Publicum gekommen, als die Federn der gelehrten Zeitungsschreiber, und die Zungen von Lavater's Gegnern in Bewegung waren, diesen Schritt auf das gehässigste vorzulegen. Schon von seinen Jünglingsjahren an fehlte es Lavatern nicht an Freunden, aber auch nicht an Feinden, und so ging es ihm die ganze Zeit seines Lebens.

Unter den schriftstellerischen Arbeiten, womit er sich im Jahre 1770 beschäftigte, war: Das Nachdenken über mich selbst, eine kleine Broschüre, welche sein immer dringendes Gefühl moralischer Schwäche, die Sehnsucht nach Vervollkommnung, und den Durst nach Kraft von oben sehr stark ausdrückt; eine Ode an Gott; das christliche Handbüchlein für Kinder, welches im folgenden Jahre herauskam. Auch bearbeitete er in diesem Jahre das Tagebuch eines Beobachters seiner selbst (es waren eigentlich Stücke aus seinem Tagebuche von 1768), durch dessen vertraute Mittheilung an Freunde er Nutzen zu stiften gedachte, und welches hernach ohne sein Wissen und Willen durch Freundeshand herausgegeben wurde. Ferner gehören in eben diese Zeit seine Mitarbeiten an den biblischen Erzählungen, deren mehrere ihn zum Verfasser haben, unter andern die Geschichte Josephs; auch sind die in der ersten Ausgabe beygedruckten Verse am Ende jeder Geschichte von ihm. Auch einige einzelne Predigten, die er um diese Zeit gehalten, erschienen im Drucke. Schon 1764 hatte er verschiedene Orationen in latei-

nischer Sprache gehalten, deren Gegenstand Antistes Breitinger's Leben und Verdienste waren. Er übersetzte sie jetzt und so erschien 1771 seine Historische Lobrede auf Johann Jacob Breitinger, ehemahligen Vorsteher der Kirche Zürichs.

Wie sehr ihm die Bildung der Jugend Herzenssache war, sieht man aus dem Eifer, mit welchem er das um das Jahr 1771 erschienene Basedow'sche Elementarwerk allenthalben bekannt machte und mit ganz besonderer Wärme empfahl, wovon der im Druck erschienene Briefwechsel zwischen ihm und Iselin in Basel zeugt.

Bereits in früheren Jahren richtete Lavater ein besonders beobachtendes Auge auf die Formen des menschlichen Angesichts. Er glaubte eine sichere, allemahl zutreffende Übereinstimmung zwischen dem menschlichen Geiste und seiner sichtbaren Hülle zu bemerken, und wurde je länger je mehr davon gewiß, daß das Wesentlichste der Geistesanlagen und des Charakters eines Menschen in seinem Angesichte vorzüglich, und in der ganzen Form seines Körpers, seines Hauptes freylich am meisten, lesbar seyn müsse. So lächerlich ihm auch alle die Chiromanten vorkamen, welche aus diesen oder jenen Linien, besonders der Hände, die Schicksale der Menschen herauslesen wollten, so fand er doch, daß, so wie bey allem Aberglauben, irgend etwas Wahres zum Grunde liege, wovon dieser auf Nebenwege des Irrthums ausgleite, so müsse auch da etwas Wahres seyn. Die menschliche Bildung müsse nothwendig mit den Anlagen und Kräften des Geistes, der darin wohne, in einem gewissen Ebenmaße und Verhältniß stehen. Wo er sich umsah, da bemerkte er Bestätigung seiner Ideen. So groß die Verschiedenheit der Gesichtsbildung war, eben so groß fand er auch die Verschiedenheit der Seele des Menschen, und er kam bald auf einige Resultate, welche in ihm den Gedanken erweckten, es müßten sich auch darüber feste Regeln auffinden lassen, die eben so gut, wie jeder andere Gegenstand

des menschlichen Wissens, systematisch gereiht werden können. Die vielfältige Gelegenheit, Menschen von aller Art zu sehen, und sie nach ihren Charakteranlagen und Geistesfähigkeiten näher kennen zu lernen, war seinem, für die Beobachtung des Zusammenhanges des Äußeren mit dem Inneren sehr aufmerksamen Blicke, tägliche Nahrung. Mit seinem Freunde, dem Leibarzt Zimmermann in Hannover, wechselte er darüber nicht nur Briefe, sondern hatte sich auch schon, als dieser noch in Brügg lebte, oft mit ihm mündlich darüber unterhalten. So manche Einwendungen ihm dieser sowohl, als andere Freunde und Gelehrte machten, so war Lavater viel zu innig von der Wahrheit der Sache überzeugt, als daß er sich hätte irre machen lassen.

Ungeachtet er aber damahls schon sehr viel im physiognomischen Fache arbeitete, und in dieser besondern Hinsicht außerordentlich starke Liebhaberey für Zeichnung und Mahlerey bekam, so blieb ihm dieß doch nur Nebensache.

Im Jahre 1772 gab er seine Predigten über die Geschichte Jonas heraus, das Jahrbüchlein, auch ein ABC-Büchlein für Kinder. Im Jahre 1773 erschien außer dem zweyten Theil seines Tagebuches eine Sammlung von Festpredigten. Die vermehrte Zahl seiner Freunde hatte auch die wirklich schon nicht unbeträchtliche Last seiner Correspondenz vermehrt. Er wollte doch gerne von Zeit zu Zeit seinen Freunden etwas geben, und kam deßhalb auf den Gedanken, in ganz kleinen Heften vermischte Gedanken zusammenzuschreiben, wie er sie für den Kreis seiner Freunde nützlich glaubte. Unter dem Titel: Manuscript für Freunde, ließ er einige solche Heftchen drucken, ohne sie in den Buchladen kommen zu lassen, und theilte sie unter seine Freunde aus. Sie wurden aber zu seinem großen Verdrusse bald nachgedruckt.

Im Jahre 1775 erschien der erste Band seiner physiognomischen Fragmente. Er hatte ferner mit einigen

seiner Freunde ein Büchelchen herausgegeben, dem sie den Titel Allerley vorsetzten. Es war Manches darin gesagt, was den Lavatern gegenüberstehenden Gelehrten nicht gefallen konnte. Dieß veranlaßte eine Gegenschrift unter dem Titel: Berloken aus Allerley. Lavater's Freunde und Feinde befanden sich jetzt in einer gewissen Gährung. Diese suchten ihn auf jede Weise herabzusetzen, jene ihn zu vertheidigen. Beyde schweiften, jene in ihrem Tadel, diese in ihrem Lobe nicht selten aus. Lavater blieb ruhig, und sah es ungern, daß seine Freunde es nicht auch blieben.

Ein Umstand in Lavater's Lebensgeschichte, oder vielmehr in der Geschichte seiner Nachforschungen über das Wunderbare und Wunderbarscheinende, der hauptsächlich in die Jahre 1774—78 fällt, ist die Geschichte mit dem Pater Joseph Gaßner, der im Nahmen Jesu mancherley Krankheiten zu heilen vorgab. Lavater wechselte unter andern Briefe über diesen Gegenstand mit dem Doctor Semmler in Halle, dem stärksten der damahligen Gegner der Dämonologie. Dieser Briefwechsel befindet sich in der Sammlung von Briefen und Aufsätzen über die Gaßnerischen und Schröpferischen Geisterbeschwörungen, mit Anmerkungen von Semmler. Halle 1776. 8.

Schon 1775 war Lavater Pfarrer an der Waisenhauskirche, wo er bisher als Diaconus stand, geworden. 1778 wurde er zum Diaconus an der St. Peterskirche erwählt, und dadurch sein Wirkungskreis erweitert. Er arbeitete jetzt Predigten über die Offenbarung Jesu an Johannes aus. Während er aber dieses Buch homiletisch bearbeitete, bearbeitete er es auch poetisch, und so erschien 1780 das Gedicht: Jesus Messias, oder die Zukunft des Herrn in 24 Gesängen. Auch erschien in diesem Jahre sein religiöses Drama: Abraham und Isaak; und ein Taschenbuch für Dienstbothen, so wie das zweyte

Hundert christlicher Lieder, deren erstes Hundert 1776 ans Licht getreten war. Steinbart's System der reinen Philosophie und Glückseligkeitslehre des Christenthums, so wie die von Lessing herausgegebene Schrift: Vom Zweck Jesu und seiner Jünger, erregten seinen starken Unwillen. Er glaubte, das Christenthum werde dadurch gefährdet, und ein feiner Deismus verbreitet. Lavater's wirklich sich selbst aufopfernde Wohlthätigkeit, und sein Zutrauen zu der Redlichkeit Anderer, überstiegen nicht selten alle Schranken, welche die menschliche Klugheit gebiethet. In große Verlegenheit gerieth er durch die Übernehmung des Selbstverlags der französischen Ausgabe seiner Physiognomik, wozu er hauptsächlich dadurch bewogen wurde, daß er einer Menge von Künstlern, die sich an ihn schlossen, Arbeit und Brot verschaffen konnte. Schon von da an, wo er seine ersten physiognomischen Arbeiten begann, sammelte er sich eine Menge von Gemählden, Zeichnungen und Kupferstichen; viel seltene Originalgemählde alter Meister kamen in seine Hand, eine beträchtliche, zierliche Sammlung alter Handrisse, Handzeichnungen, der besten Meister neuerer Zeit, vorzüglich von Chodowiecki, Lips u. dgl. zierten sein Cabinet *), und auch hier bewog ihn die menschenfreundliche Absicht, jungen Künstlern, in denen er vorzügliches Talent entdeckte, Übung und Arbeit zu verschaffen, daß er einige große Porträts und Ideale copiren ließ, denen er seine physiognomischen Bemerkungen und Urtheile beyschrieb.

Im Jahre 1781 ließ er das zweyte Bändchen seiner vermischten Schriften drucken, welches eine Auswahl seiner Correspondenz enthält, deßgleichen Auszüge aus verschie-

*) Diese merkwürdige Sammlung kam nachmahls in den Besitz des Grafen Moritz Fries in Wien.

denen Predigten, die er bis auf dieses Jahr gehalten. Auch gab er seine Poesien in zwey Bänden heraus. Sie enthalten alle seine reimfreyen größern und kleinern Gedichte, welche er des Druckes für Freunde würdig hielt. Ferner Briefe an Jünglinge, welche 1787 zum zweyten Mahle aufgelegt wurden. In eben diesem Jahre arbeitete er an seiner Messiade, seinem Pontius Pilatus, seinem Unterricht für denkende Jünglinge, und seinen Paraphrasen über die Evangelien, ob diese Werke gleich erst später ans Licht traten.

Etwa um das Jahr 1783 verbreitete sich das Gerücht, Lavater sey heimlich ein Katholik, ja er sey eigentlich und förmlich katholisch geworden, wozu theils seine tolerante Gesinnung gegen andere Confessionen, und der freundschaftliche Umgang mit mehreren katholischen Geistlichen, theils der Umstand Veranlassung gegeben hatte, daß er sich zur Bedeckung seines Scheitels eines schwarzen Käppchens nach Art der Katholiken bediente. 1782 gab er eine Wochenschrift: Der christliche Dichter heraus. Sie gehört unter seine Erbauungsschriften, die, wie beynahe alle seine ascetischen Arbeiten, auf einen gewissen Grad der Cultur seiner Leser berechnet waren. 1783 veranstaltete er die von Armbruster besorgte Octavedition der deutschen Physiognomik. Armbruster hatte es nähmlich übernommen, jenes größere Werk in ein kleineres, der Hauptsache nach ganz vollständiges Werk, zusammenzuziehen. Lavater selbst machte davon eine sehr genaue Recension. Es ist Lavater's eignes Urtheil, daß dieß Werk alles Wesentliche durchaus vollständig enthalte.

Von 1783 — 86 gab er heraus: Jesus Messias, oder die Evangelien und Apostelgeschichte in Gesängen, 4 Bände. Man stellt sich auf einen unrichtigen Standpunct, wenn man mit der Erwartung eines zusammenhängenden und in Eins verschlungenen epischen Ganzen das Buch ansieht, und es nach dieser vorgefaßten Meinung rich-

ten will. Seine Absicht war, die evangelische Geschichte, ohne ihr ein fremdes Beygemisch dichterischer Phantasie zu geben, doch durch Ausmahlung wahrscheinlicher, wenigstens möglicher Umstände anschaulich zu machen. Seine Absicht war nicht zu dichten, denn er schrieb wahre Geschichte, der er nichts Fremdes beymischen wollte, sondern dichterisch zu erzählen. Auch erschien im Jahre 1783 von ihm der erste Band der Betrachtungen über die wichtigsten Stellen der Evangelien, ein Erbauungsbuch für ungelehrte, nachdenkende Christen, nach dem Bedürfniß der jetzigen Zeit. Der Leser wird nicht immer auf den Weg der Forschung selbst geführt, sondern die Resultate der Forschungen des Verfassers werden ihm vorgelegt, und das für Geist und Herz und christlichen Sinn Anwendbare, mit steter Rücksichtnehmung auf den Geist des Zeitalters herausgehoben. Die homiletische Behandlung der Evangelien ist eigentlich diese Schrift: Pontius Pilatus, oder die Bibel im Kleinen und der Mensch im Großen, erschien von 1782 — 1785. Im Jahre 1784 erschienen: Herzenserleichterungen, oder Verschiedenes an Verschiedene. Sie können, so wenig sie eigentlich Geschichte enthalten, doch als Fragment seiner Lebensgeschichte angesehen werden. 1785 gab er eine kleine Sammlung von Sentenzen (ohne besondere religiöse Rücksicht) unter dem Titel heraus: Salomon, oder Lehren der Weisheit. Auch gab er in diesem Jahre gereimte Gedichte heraus, worin alle seine Reime bis auf das Jahr 1785 enthalten sind, die sich nicht in den christlichen Liedern, den Schweizerliedern, und dem Christlichen Dichter befinden. Ferner gab er in diesem und dem folgenden Jahre (1785 — 86) zu St. Gallen eine Sammlung von Predigten über den Brief Paulus an den Philemon heraus. Er erlaubte sich bey diesen Predigten vorzüglich, was er späterhin weniger that, an die vorhandenen Textworte Vieles anzuschließen, und

eine Menge biblischer und christlicher Wahrheiten bey Anlaß derselben vorzutragen, zu denen die Texte selbst mehr nur schicklich veranlaßten, als daß eigentlich die Themata darin enthalten gewesen wären.

Er machte jetzt eine Reise nach Genf, wo er mit dem Magnetismus bekannt wurde. Eine solche Erscheinung konnte natürlich nicht anders, als großen Eindruck auf Lavatern machen, aus welchem Gesichtspunct sie auch immer betrachtet werden mag, als Hülfe für leidende Menschen, als physische Heilcur, oder als Aufregung unsichtbarer und bisher unbekannter Kräfte der menschlichen Organisation, oder als Eröffnung menschlicher Organe für den Einfluß unsichtbarer Wesen. Für einmahl schien bey dem ersten Anblicke der Thatsachen, von denen er in Genf Augenzeuge wurde, jeder dieser Gesichtspuncte seine Wahrscheinlichkeit zu haben, und Lavater hätte nicht die lebhafte Empfindung für Alles, was die Menschheit interessirt, ihr Hülfe anzubiethen, und neue Kraft in ihr aufzuregen, oder ihr zu verschaffen scheint, haben müssen, wenn er nicht auch diesem Phänomen seine ganze Aufmerksamkeit hätte schenken sollen. Er erwartete aber zu viel davon, und machte späterhin, da er nicht auf die gehofften Resultate kam, bey weitem nicht mehr so viel aus der Sache, ob er sie gleich in ihrem mediciniſchen Werthe gelten ließ.

Im Jahre 1786 erhielt er den ehrenvollen Ruf zum dritten Prediger der St. Augustinerkirche zu Bremen, den er aber ausschlug. Er arbeitete jetzt das Buch aus: Nathanael, oder die eben so gewisse, als unerweisliche Göttlichkeit des Christenthums, für Nathaele, das ist, für Menschen mit geradem, ruhigen, truglosen Wahrheitssinn. Der Zweck dieser Schrift war, nicht, die Göttlichkeit des Christenthums zu erweisen, sondern sie, als keines Beweises bedürfend, darzustellen, oder eigentlicher, zu zeigen, wie das Christenthum

durch seine innere Natur, seinen Geist sich jedem unverdorbenen Wahrheitssinn als absolut wahr von selbst erweise.

Noch am Ende des Jahres 1786 wurde er zum ersten Prediger, oder zum Pfarrer an der St. Peterskirche zu Zürich erwählt. 1788 kam seine Handbibel für Leidende heraus, eine ascetische Schrift. 1789 erschien: Zwey Volkslehrer, ein Gespräch. Winterthur 1789—1790, ein Gedicht: das menschliche Herz, eines seiner vorzüglichsten Gedichte, wovon auch nachher eine zweyte Auflage gemacht wurde. Ferner erschien in diesem Jahre unter dem Titel: Lavater's Antworten auf Fragen und Briefe, in einzelnen Heften, welche monathlich zu Berlin herauskamen, ein Theil seiner Correspondenz, wozu Lavater dadurch veranlaßt wurde, daß so viele Fragen an ihn geschahen, die oft von einer beträchtlichen Zahl seiner Correspondenten Gewissensfragen oder Bitten um Aufschluß über diesen oder jenen religiösen Gegenstand enthielten.

Im Jahre 1790 entwarf er den Plan zu seiner Handbibliothek für Freunde, wovon 4 Jahre nach einander jedes Jahr 6 Bändchen in Duodez herauskamen, und deren erstes das Gedicht: Das menschliche Herz enthält. Lavater hatte dieses Werkchen bloß für den Kreis seiner Freunde bestimmt, und es kam nicht in den Buchhandel. Wer ein Exemplar davon haben wollte, mußte es von ihm selbst erhalten, und er schrieb alsdann eigenhändig seinen Nahmen auf das Titelblatt. Noch erschien um diese Zeit: Evangelisches Handbuch für Christen, oder Worte Jesu Christi. Es enthält einzelne Stellen und Worte Jesu, denen er allemahl einige belohnende oder anwendende Bemerkungen beyfügte. — Jetzt starb ihm sein Freund Pfenninger und er schrieb sein: Etwas über Pfenninger, zur Unterstützung der Familie.

Im Jahre 1793 reiste er auf mehrmahlige Einladung des dänischen Staatsministers Grafen von Bernstorf nach Co-

penhagen. Nach Beendigung derselben fing er an, sein Tagebuch darüber herauszugeben. Es machte aber nicht den gewünschten Eindruck, und erschien daher nur ein kleiner Theil des Ganzen im Drucke. Die Herausgabe des ersten Heftes dieses Reisetaschenbuchs veranlaßte eine Art von Parodie, die ein allerdings sehr witziger Kopf (Freyherr von Knigge) unter dem Titel: Reise nach Fritzlar drucken ließ. Es war dieß die letzte von den vielen Broschüren die gegen Lavater im Publicum erschienen. Auch die einzelnen Aufsätze, die man hie und da in Zeitschriften gegen ihn einrückte, fingen an abzunehmen, und es scheint, daß seine Gegner selbst die Grundlosigkeit des Vorwurfs von geheimen Plänen und verstecktem Katholicismus einzusehen begannen. Doch wurde er jetzt noch einmahl genöthigt, sich gegen eine Anklage zu vertheidigen, die in der Berlinischen Monathschrift gegen ihn geführt wurde. Nie in seinem Leben hatte Lavater eine Secte bilden wollen, oder wirklich gebildet, im Gegentheile war ihm alles Sectenmäßige vom Herzen zuwider, und er arbeitete jeder Anhänglichkeit an ihm, welche dahin zielte, oder welche in verba magistri schwört, so viel er konnte, entgegen. Nichts desto weniger entstand der Nahme Lavaterianer, mit dem freylich jeder belegt wurde, welcher, wenn auch nur zum Theile, und wenn auch mit der innigsten, eigenen, auf eigene Prüfung gegründeten Überzeugung, dieselben Ansichten hatte, wie er, oder auch selbst jeder, der nur persönliche Hochachtung für den seltnen Mann mit einiger Wärme äußerte. Dieß veranlaßte einen ruhigen, weisen, unleidenschaftlichen Mann, eine Sammlung von Briefen herauszugeben, über den neuen Sectennahmen Lavaterianismus. Diese Schrift zeichnet sich unter Allem, was für Lavatern, selbst dem, was von Heß und Pfenninger geschrieben worden, am vortheilhaftesten aus.

Seit dem Jahre 1794 hatte sich Fichte ein paar Jahre in Zürich aufgehalten, und mit einer Züricherinn verheirathet.

Er erhielt jetzt den Ruf nach Jena. Lavater hatte für Alles was Denkkraft und Geistesstärke heißt, immer eine unbedingte Hochachtung. Zwar hatte die Kantische Philosophie in Zürich ihr Feld nicht gefunden, allein Lavater wünschte doch durch mündlichen Vortrag derselben, von einem Manne, der so großes Aufsehen machte, näher mit derselben bekannt zu werden. Es wäre, sagte er, unverantwortlich, einen solchen Mann wegziehen zu lassen, ohne ihn benützt zu haben. Bald fand sich ein Kreis denkender und wahrheitliebender Männer zusammen, die Fichte bathen, ihnen doch Vorlesungen über die kritische Philosophie zu halten, was auch mit vieler Bereitwilligkeit von ihm geschah, und wozu man sich in Lavater's Hause versammelte. Diese Vorlesungen kamen nachher, mehr ausgearbeitet und erweitert, als Grundriß der Wissenschaftslehre ins Publicum. Lavater war überzeugt, daß das Christenthum, darum weil es Wahrheit ist, in einer echten Philosophie seine Begründung für ganz consequente Denker in sofern finden müsse, in wiefern es Gegenstand des speculativen Denkens ist. In dieser Überzeugung bestärkte er sich jetzt, ob er gleich auch im weitern Fortschritte immer mehr überzeugt wurde, daß die reine Einfalt und der schlichte Glaube des gesunden Menschenverstandes weiter komme, als die Speculation, welche sobald und so leicht durch ein kleines Übersehen feiner, practischer Puncte von den Pfaden der Consequenz abgezogen und dadurch zur einseitigen Wahrheit, also zur ergiebigsten Quelle des Irrthums werden könne.

1794 gab er das letzte seiner epischen Gedichte: Joseph von Arimathia, zu Hamburg heraus. Auch unter dem Titel: Monathsblatt für Freunde, monathlich ein kleines Heft, die ganz das Gepräge hatte, wie die Handbibliothek für Freunde. Deßgleichen Vorlesungen über die Geschichte Josephs. — Lavater hatte eine große Vorliebe für das Sententiöse in den Reden Jesu, und pflegte oft zu sagen: »Der Herr muß doch noch eine Menge solcher

sententiöser Worte gesprochen haben, die von den, sich so kurz fassenden Evangelisten nicht mit aufgenommen worden.« Er lebte und webte so im Evangelium, daß ihn die Lust anwandelte, Worte Jesus zusammenzuschreiben, wie er sich's möglich dachte, daß Jesus bey dieser oder jener Gelegenheit gesprochen haben könnte. Ohne diesen bloß dichterisch erfundenen Worten eine andere Autorität beyzulegen, als die, welche ihnen die Übereinstimmung mit den wirklichen, historisch wahren Worten Jesu gab, die uns von den Evangelisten aufbewahrt sind, dachte er sich doch, daß sie, eben um dieser Übereinstimmung willen, Gutes wirken könnten. Er ließ sie daher, wiewohl nur in geringer Zahl, abdrucken, um sie desto leichter in einem kleinen Kreise von Menschen bekannt zu machen. Im Jahre 1795 schrieb er auf dieselbe Art: Einige Erzählungen eines christlichen Dichters, welche mögliche und wahrscheinliche Umstände, Geschichten und Äußerungen aus dem Leben Jesu enthalten, wie er sie sich dachte. In eben diesem Grade gab er zu Zürich eine andere, ganz populäre ascetische Schrift, unter dem Titel: Sonntagsblatt, eine Wochenschrift heraus. Sie enthält eine Menge verschiedenartiger, nur im Zwecke der Erbauung zusammentreffender Aufsätze, Auszüge aus Predigten, kleine Poesien, Stellen aus Briefen, oder auch einzelne, ausgeführte oder unausgeführte Gedanken. In der Fortsetzung erschien das Sonntagsblatt unter dem veränderten Titel: Christliche Monathschrift für Ungelehrte. Ferner gab er heraus Regeln für Kinder, ein kleines Werkchen, das mehrmahls aufgelegt worden ist, und äußerst faßliche Lehren über die meisten, besonders Kindern wichtigen Pflichten enthält. Deßgleichen ein kleines Büchelchen unter dem Titel: Anacharsis, welches Regeln zur Selbst- und Menschenkenntniß, vermischte Gedanken, freundschaftliche Räthe und dergleichen enthält. 1796 schrieb er: Geschenkchen an Freunde, oder hundert vermischte Gedanken; deßgleichen freund-

schaftliche Briefe an verschiedene Freundinnen und Freunde. Deßgleichen erschien: Johann Kaspar Lavater's Vermächtniß an seine Freunde, Zürich 1796, in 2 kleinen Bändchen. »Ich nenne dieß Werkchen ein Vermächtniß, sagte er, weil ich es als das letzte, welches ich unmittelbar für meine Freunde schreibe, ansehe, und weil ich bey denselben den Gedanken an mein elendes Ende immer klar zu machen suche. — Ich werde manches darin niederlegen, was ich vor und nach meinem Tode von Euch beherzigt wünsche, so beherzigt, wie Freunde das Vermächtniß eines Freundes zu beherzigen pflegen.«

Um diese Zeit brach die französische Revolution aus; bald ahnete Lavater auch für sein Vaterland böse Folgen. Er hielt es daher für heilige Pflicht, mit allem Ernste vor dem schrecklichen Verderben zu warnen, von dem er wohl wußte, und deutlich genug sah, daß es wenige Menschen im rechten Lichte ansahen. Was er gefürchtet hatte, geschah. Allmählich fing auch der Revolutionsgeist sich in der Schweiz zu regen an. Lavater verwendete alle seine Kraft darauf, zu den möglichst milden Gesinnungen mitzuwirken, die erbitterten Gemüther zu besänftigen, die Regierung gelinde und nachgebend, und die Regierten gehorsam und achtungsvoll gegen ihre Regenten zu machen. Nie verlor er Muth und Hoffnung, auch nicht in dem Augenblicke, als die französische Macht sich näherte. Bey den darauf folgenden Bedrückungen und Ungerechtigkeiten der neuen Gesetzgeber Helvetiens sprach er mit dem stärksten Feuereifer, mit welchem nur gesprochen werden konnte, muthig und unerschrocken bey allen Gefahren, die ihm drohten, auf der Kanzel, und wo es sonst nur immer seyn konnte. Es erschien von ihm das Wort eines freyen Schweizers an die große Nation, welches im ersten Bande seiner nachgelassenen Schriften vollständig und richtig abgedruckt ist. Übrigens wendete er alle Kraft seiner Beredsamkeit an, zu thun, was er konnte, um seine Landsleute zur ruhigen Unterwerfung und zum Gehorsam gegen die Obern

nicht allein die guten, sondern auch die bösen zu bewegen. Er gab jetzt auch ein christliches Wochenblatt heraus. Sein Zweck dabey war, Beruhigung, Stärkung, Aufmunterung, sowohl zur stillen Unterwerfung unter den heiligen Willen Gottes, als zum kindlichen Vertrauen auf Gott. Die Blätter enthielten Gebethe, Predigten, Predigtfragmente, Briefe, Gedichte u. s. w. Alles mit moralisch-religiöser Beziehung auf die damahlige Lage der Schweizer.

Schon lange hatten indessen seine kühnen Äußerungen gegen Gewaltthätigkeit und Unrecht den Widerwillen des helvetischen Directoriums gegen ihn rege gemacht, und man suchte ihm dieselben zu verleiden. Nachdem schon zehn der angesehensten und wackersten Züricher ohne allen rechtlichen Grund deportirt worden waren, traf auch ihn das Loos. Er wurde nach Basel gebracht. Weil aber durchaus in Rücksicht dessen, was man ihm anschuldigen wollte, nichts auf ihm haftete, und er sich in Allem rechtfertigen konnte, so wurde er wieder entlassen. Bey der Besitznehmung Zürichs durch die Franzosen, welche Sieger der Russen geworden waren, hatte er das Unglück, daß von einem Soldaten auf ihn geschossen wurde. Die Wunde war indessen so beschaffen, daß man hoffen durfte, sein Leben werde dadurch nicht gefährdet werden. Auch ließ es sich mit der Heilung recht gut an; und ob er gleich mitunter heftige Schmerzen empfand, und das Bette hüthen mußte, so war er doch im Stande dabey zu arbeiten. Er suchte jetzt seine freymüthigen Briefe über das Deportationswesen, die er schon vor seiner Verwundung angefangen hatte, zu vollenden. Deßgleichen schrieb er ein Bändchen Privatbriefe von Saulus und Paulus, herausgegeben von Nathalion a sacra rupe. In diesem lateinischen Nahmen, der alle Buchstaben des seinigen enthält, versteckte er seinen eigenen, und stellte das, was er gern von dem entschiedensten Hasse gegen Christus und seine Sache, so wie von der innigen Liebe gegen ihn gesagt haben würde, so vor, wie er es der

Denkungsart desselben Mannes, des großen und seltenen Charakters eines Paulus würdig dachte, der aus dem bittersten Verfolger des Christenthums der wärmste und thätigste Beförderer desselben geworden war. Er kleidete die Sache in das Gewand, als wären es wirklich vorgefundene Briefe, die hier nur übersetzt erschienen. Das letzte, was Lavater als Schriftsteller vollendete, war ein Gedicht voll Wahrheit, Kraft und Würde: Zürich am Anfange des neunzehnten Jahrhunderts. Allein seine Anstrengungen, ehe seine Wunde noch völlig geheilt war, durch Predigen und andere Beschwerden, denen er sich unterzog, und welche sein Körper, der schon Jahre lang schwach und kränklich war, nicht auszuhalten vermochte, wurden ihm gefährlich, und zogen ihm den Tod zu. Er starb den 2. Januar 1801 im sechzigsten Jahre seines Alters.

# Register.


## A.

Abhandlung über Physiognomik ꝛc. von Lichtenberg, II. 106.
— eines Oldenburgischen Gelehrten, II. 147.
Ältern und Kinder, Ähnlichkeit, III. 51.
Ahndung, physiognomische, IV. 111.
Allerley, III. 87. IV. 1.
Andere. S. Stellen.
Animalitäts-Linien, über die, IV. 135.
Apostolische Gesichter, IV. 124.

## B.

Beobachtungsgeist, physiognomischer; Seltenheit desselben, I. 74.

## C.

Christusbilder, über, IV. 128.

## D.

Dichter, IV. 12.

## E.

Einbildungskraft auf Physiognomien; über ihren Einfluß, III. 182.
Einbildungskraft, ihre Wirkungen auf die menschliche Bildung, III. 185.
Einleitung, I. 1.
Einwendungen gegen die Physiognomik; Etwas über dieselben, I. 95.
— Beantwortung einiger vermischten besonderen, I. 102.

## F.

Fehlschlüsse des Physiognomisten, von der oft nur scheinbaren, I. 90.
Freyheit und Nichtfreyheit, von der, I. 118.

## G.

Gedanken, einige physiognomische, IV. 100.
Genie, IV. 82, 95, 111.
Gesichts, Allgemeinheit des physiognomischen, I. 38.
Geschlecht, über das weibliche, III. 85.
Gestalten, einzelne menschliche, der Homogenität und Gleichartigkeit derselben, II. 32.

## H.

Hände, über, IV. 57.
Handschriften, von ihrem Charakter, IV. 65.

## I.

Ideale der Alten, über, IV. 48.
Jugendliche Physiognomien, über, III. 94.

## K.

Kinder und Ältern, Ähnlichkeit, III. 51.
Körper, der menschliche; über einige einzelne Theile desselben, III. 64.
Kunst, Künstler, IV. 12.

## L.

Lavater's Lebensabriß, IV.
Leichtigkeit der Physiognomik, I. 63.
Lichtenberg, Abhandlung über Physiognomik; Anmerkungen dazu, II. 106.

## M.

Menschengestalten, Trefflichkeit aller, III. 1. IV. 95.
Menschenkenntniß und Menschenliebe; Vereinigung und Verhältniß derselben, II. 1.
Mahler, IV. 72.

## N.

Nachahmung, über, IV. 48.
Nationalphysiognomien, III. 22.
Natur, über die menschliche, I. 5.
— schöne, über, IV. 48.
Neugeborne, Sterbende u. Todte, III. 62.
Nutzen der Physiognomik, I. 51.

## P.

Pathognomik, I. 12.
Physiognomien, Einfluß auf Physiognomien, III. 179.
Physiognomik, Pathognomik, I. 12.
Physiognomist, der, I. 8.
Porträtmahlerey, über, II. 19.
Positionen, physiognomische, IV. 147.

## R.

Reisende, ein Wort an, III. 173.

## S.

Schaden der Physiognomik, I. 57.
Schattenrisse, über, II. 43.
— wie viel man aus ihnen sehen kann, II. 46.
Schedel, über, II. 97.
Schönheit, moralische und körperliche; von ihrer Harmonie, I. 124.
Schwierigkeiten der Physiognomik, I. 68.
Semiotik, III. 18.
Sinn, physiognomischer, IV. 111.
Socrates, I. 117.
Stärke und Schwäche, körperliche; Kennzeichen, III. 15.
Stellen aus Andern, IV. 11.
Sterbende ꝛc., III. 62.
Studium der Physiognomik, II. 5. III. 147.

## T.

Temperamenten, von, III. 6.
Thiere, über, II. 65.
— besondere Beobachtungen über einige, II. 73, 77, 84, 89.
Thierschedel, über, II. 69.
Todte ꝛc., III. 62.

## U.

Uebungen, vermischte physiognomische, I. 160. II. 142.

## V.

Verachtung und Verspottung der Physiognomik, I. 22.
Verstellung, Falschheit und Aufrichtigkeit, I. 108.

## W.

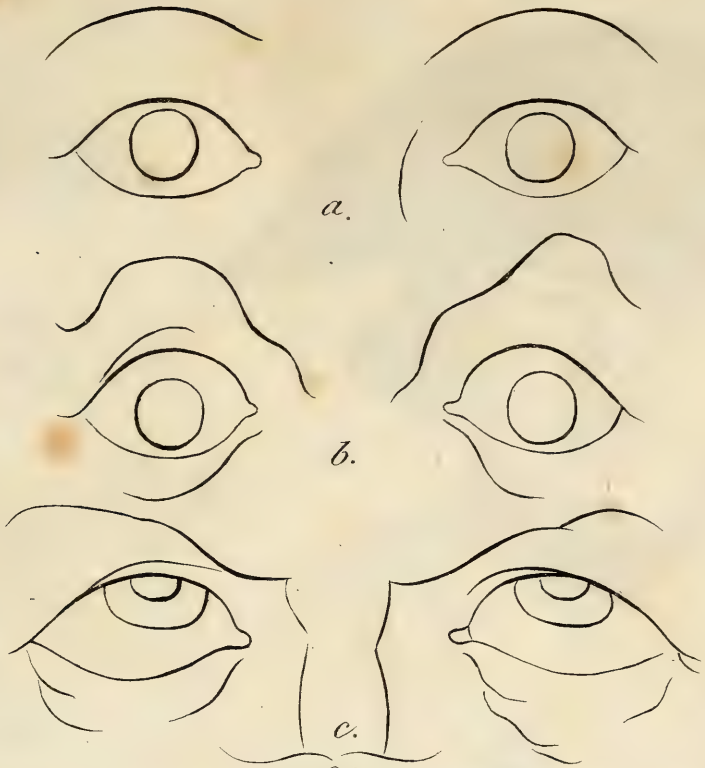
Wahrheit der Physiognomik, I. 14.
Wissenschaft, die Physiognomik, eine, I. 46.

## Z.

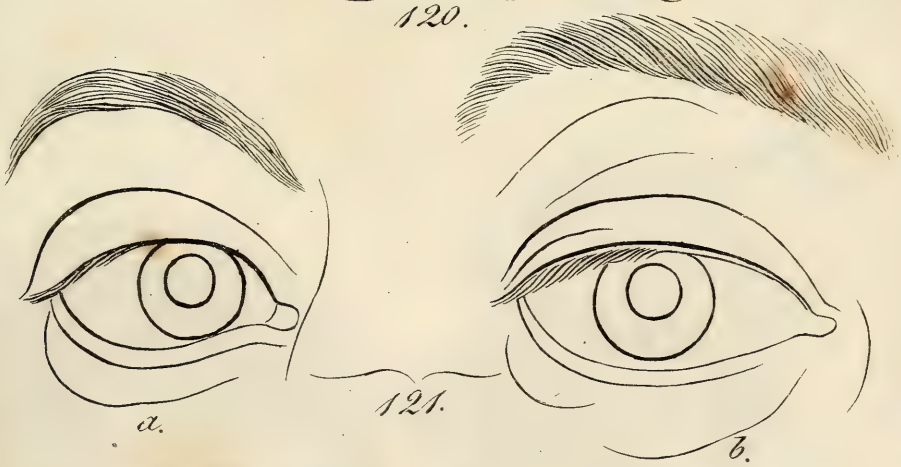
Zeugnisse für die Physiognomik, I. 27.

118.

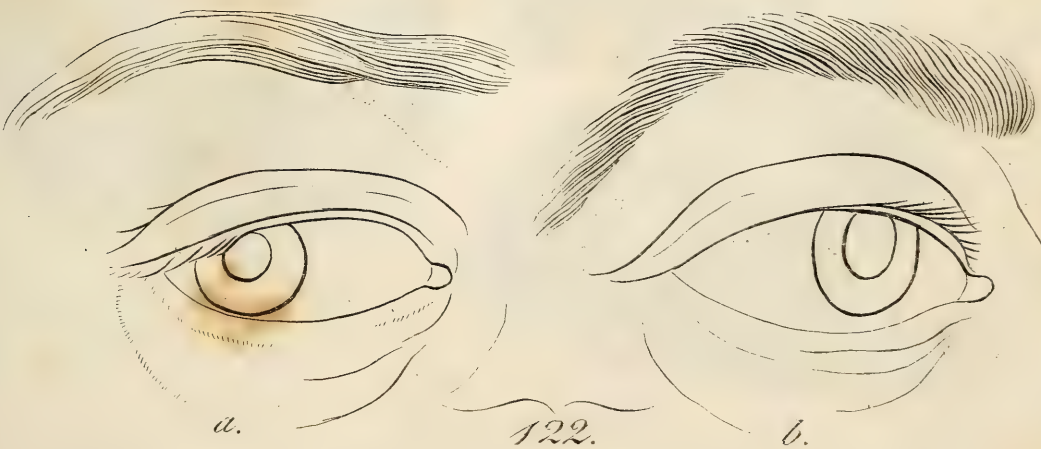
119.



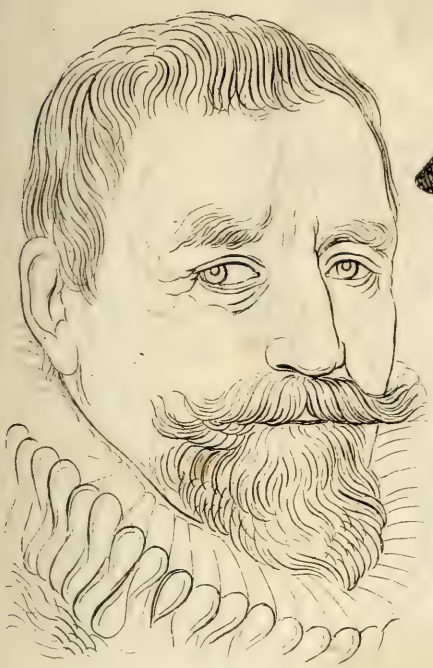

120.




121.




122.

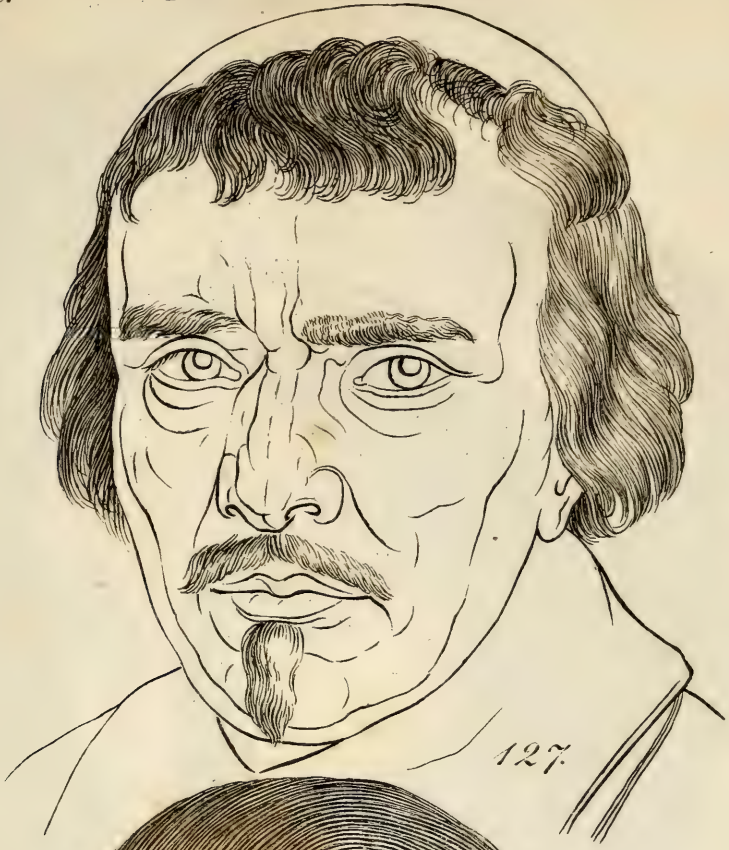


123.

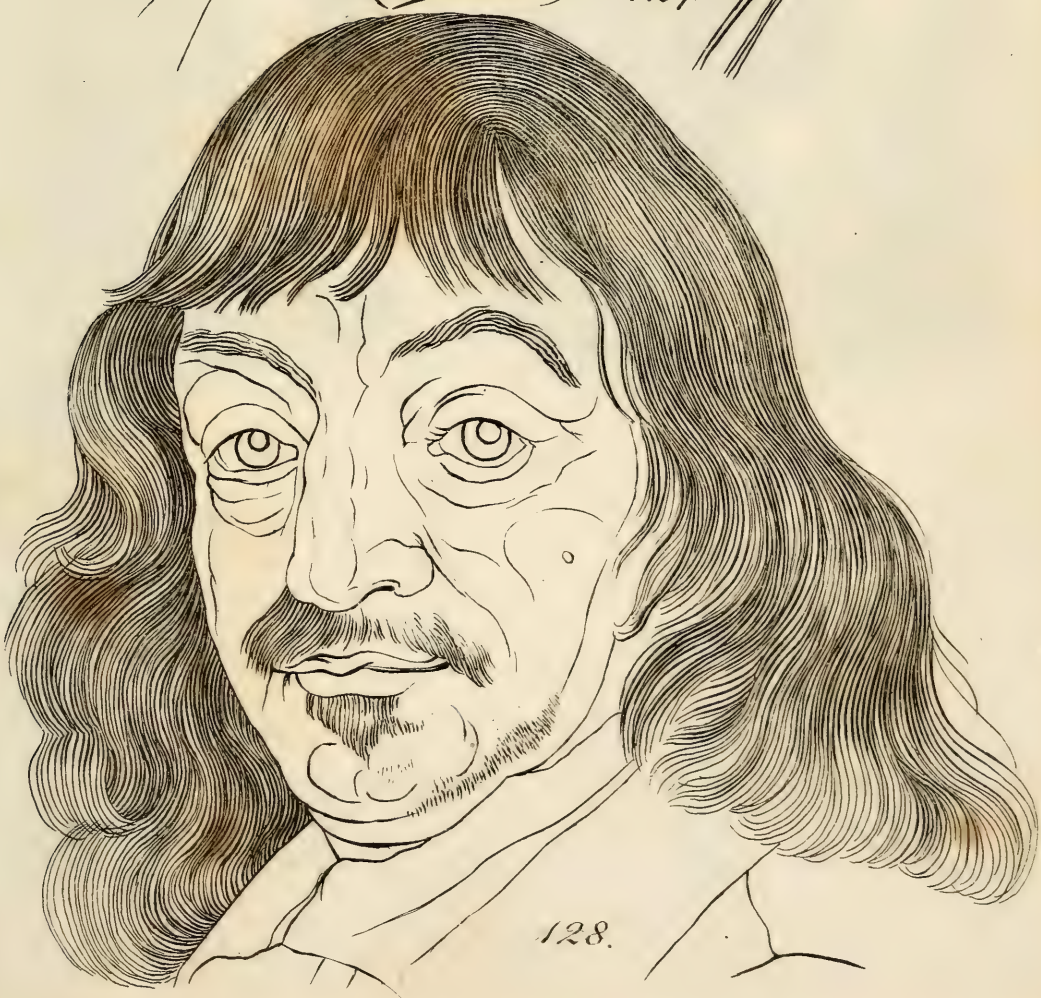
124.

125.

126.

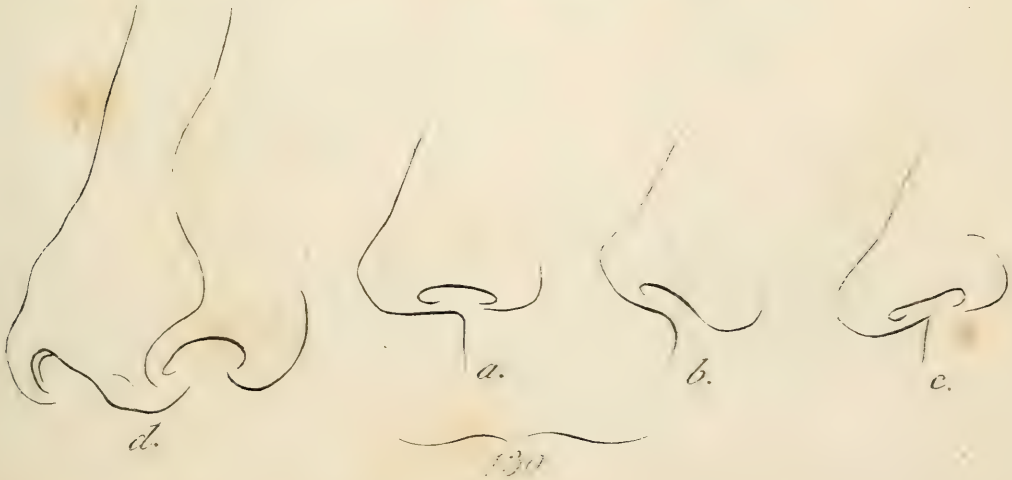


127.

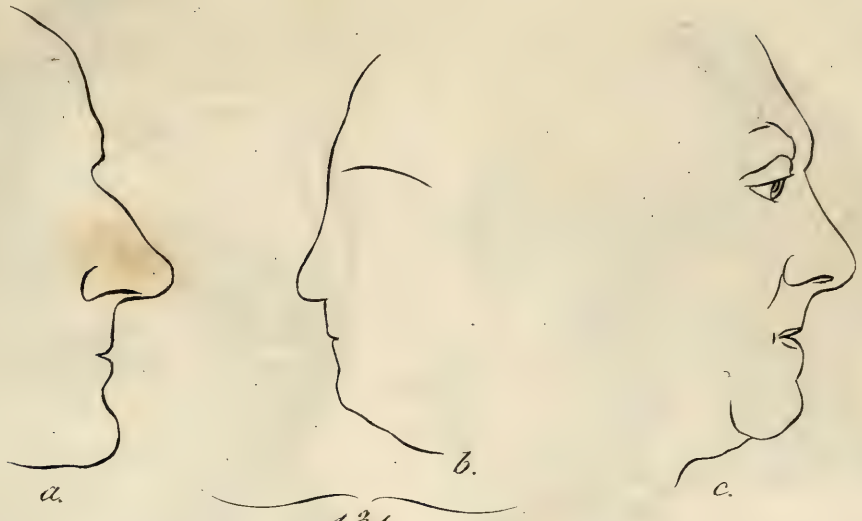


128.

129.




130




131.

131.) d.

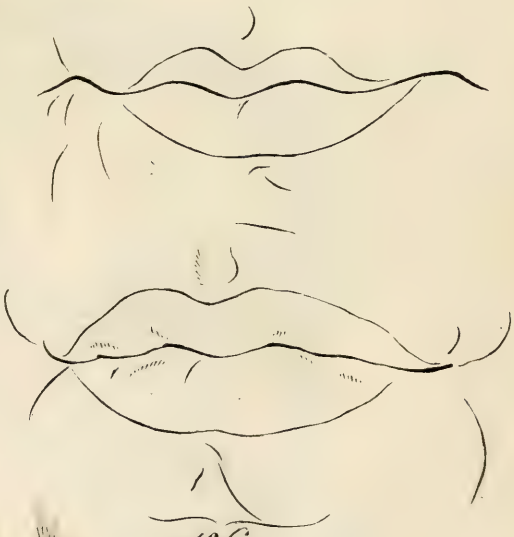
132.

132.

133.

134.

135.



136.

137.

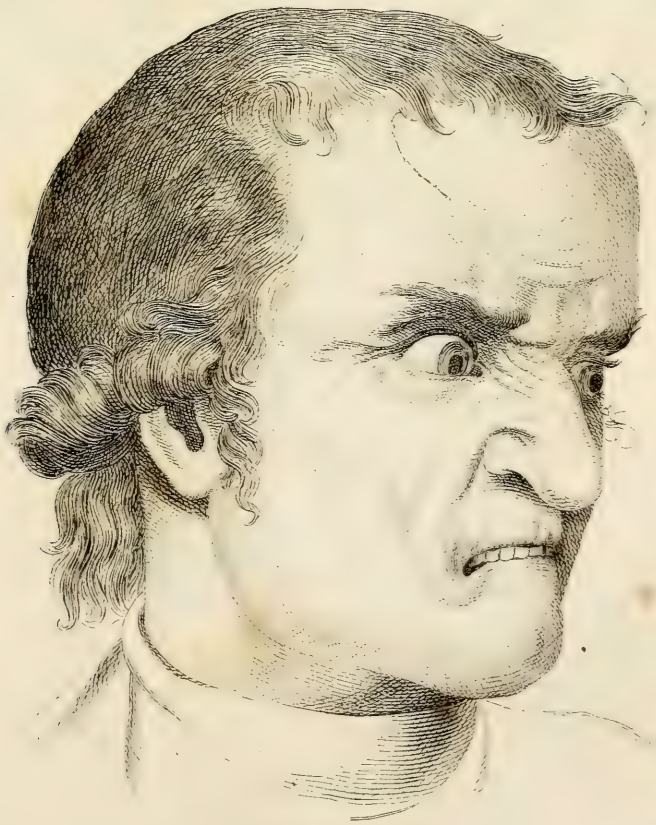
a.

b.

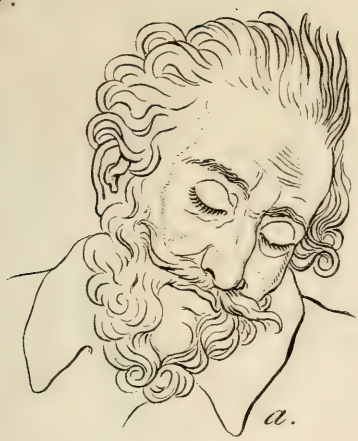
c.

138.

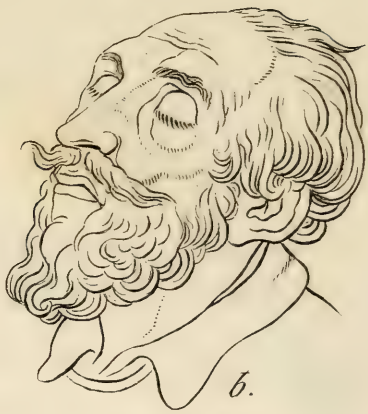
d.



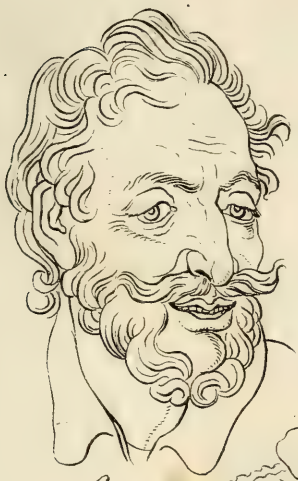
139.



a.

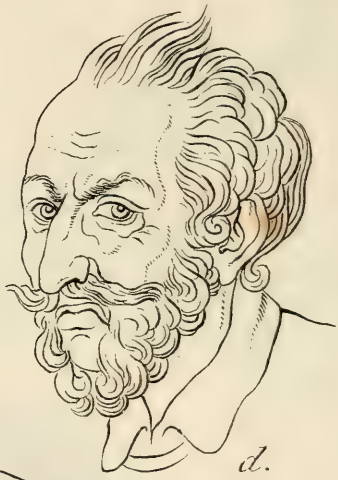


b.



c.

140.



d.

141.

142.

143.

144.

145.

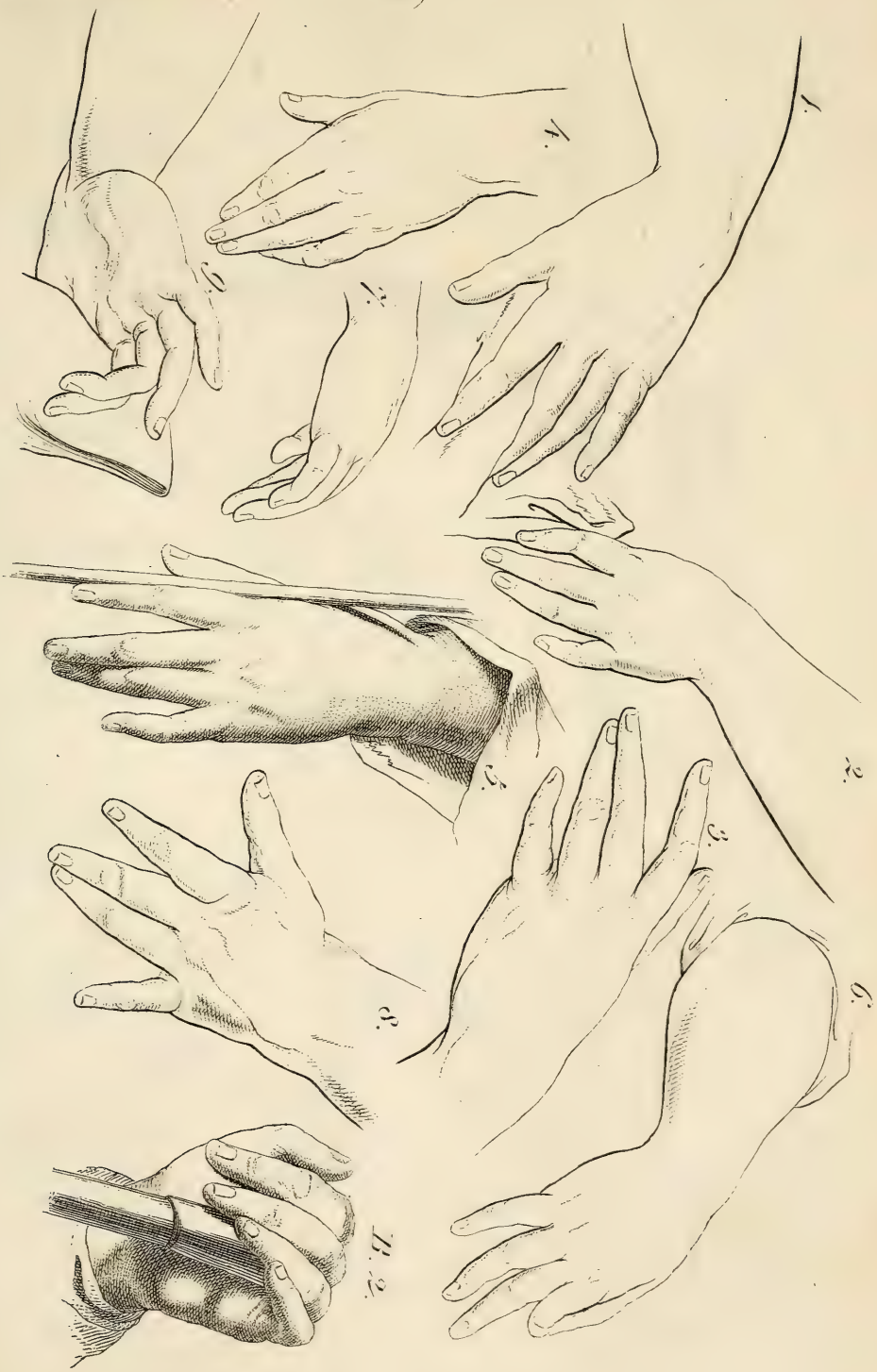
146.

147.

148.

149.

(A.)

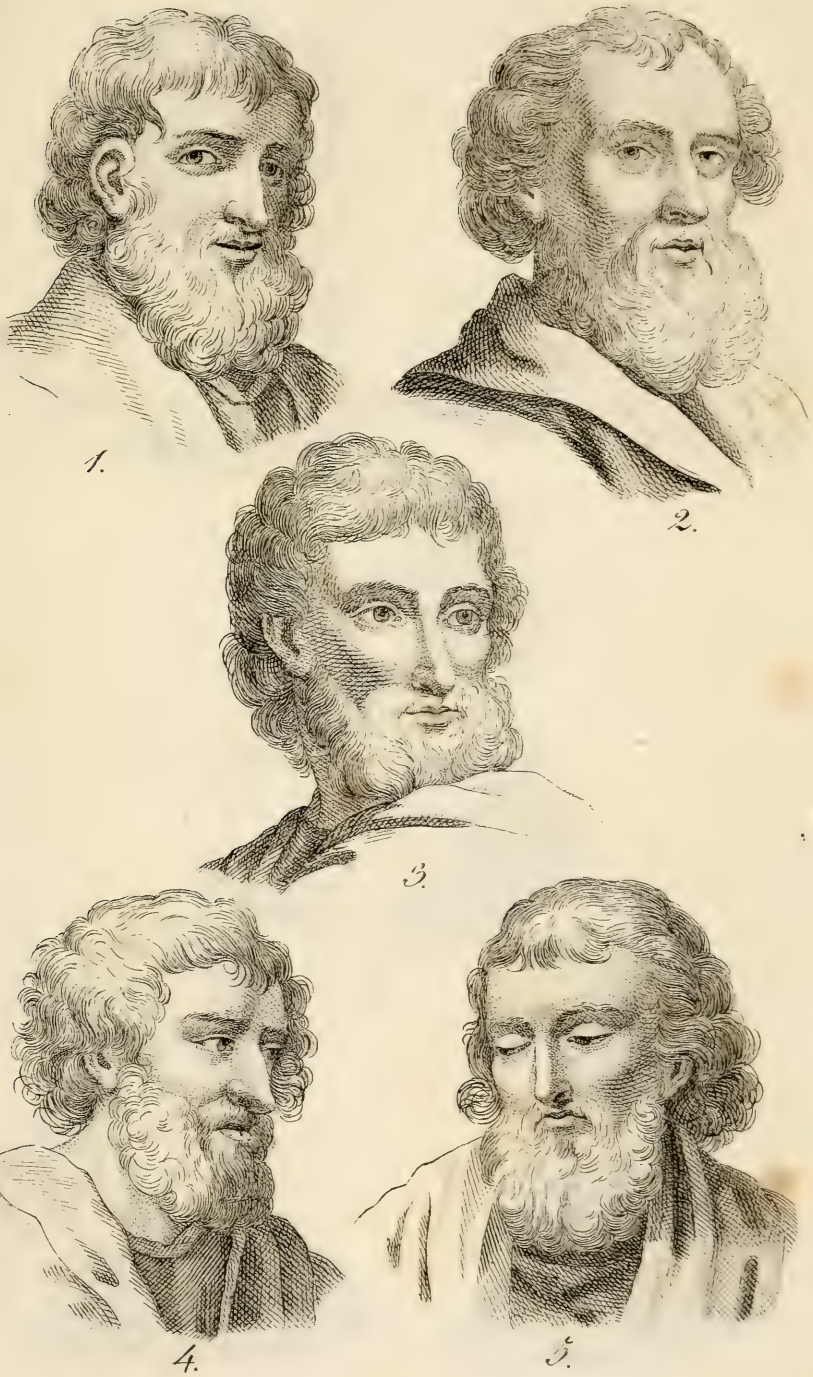


(B.)

x) 2, siehe Taf. I; 11—13. Taf. 3.

13.
11.
12.
(14.)

1.
2.
3.
4.
5.
6.
7.
8.
9.
10.
11.
12.
13.
14.
15.
16.
17.
18.
19.

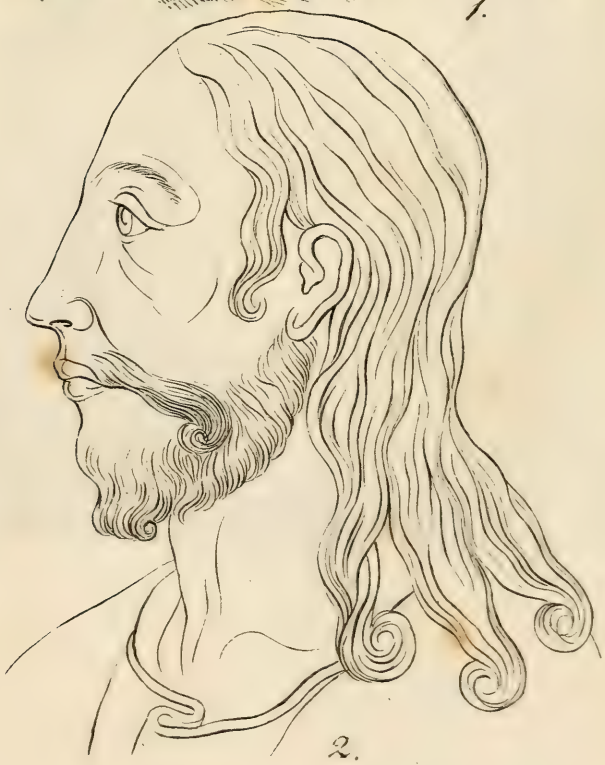

1.
2.
3.
4.
5.

1. 2. 3. 4. 5.

1.

2.

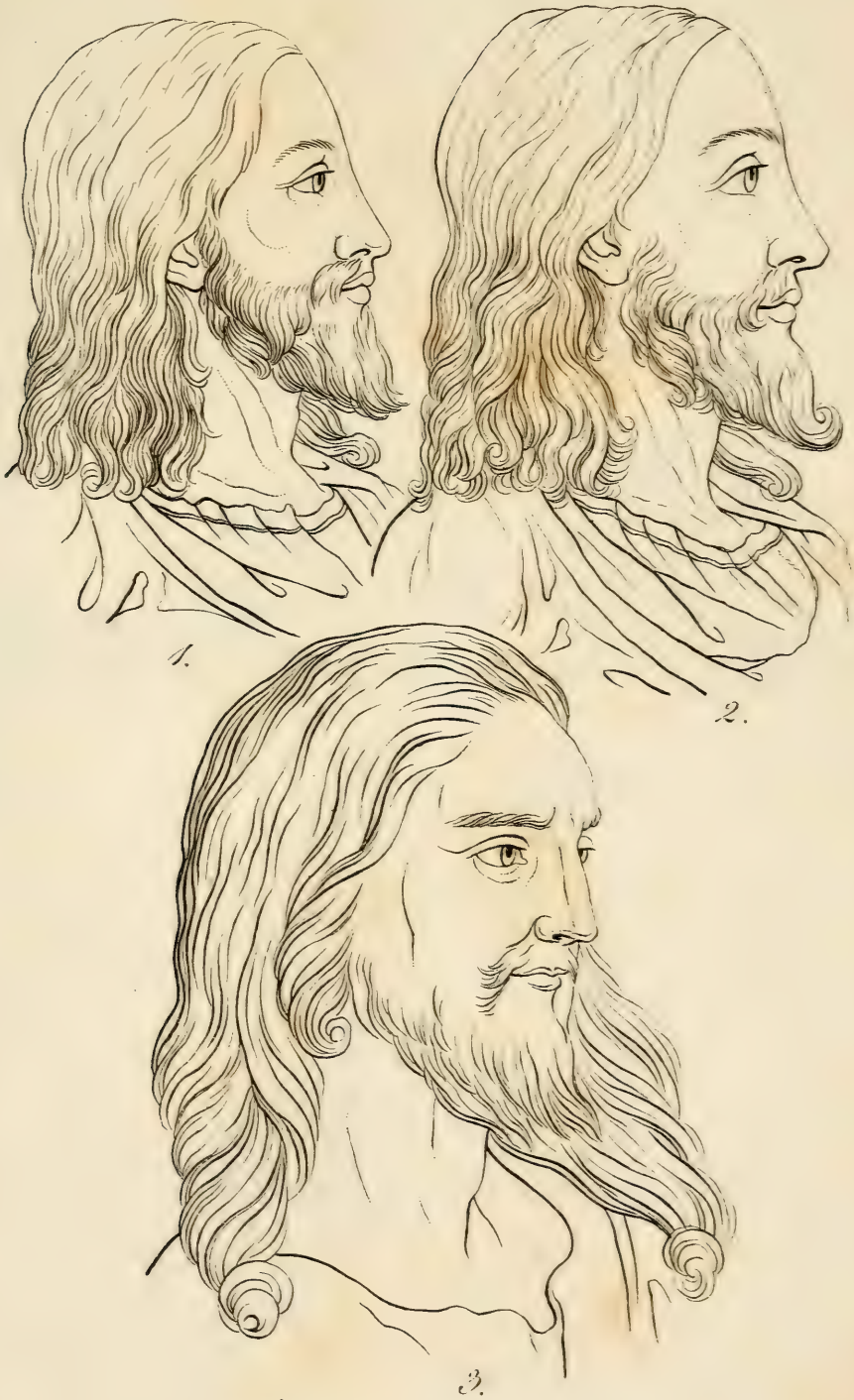
1.



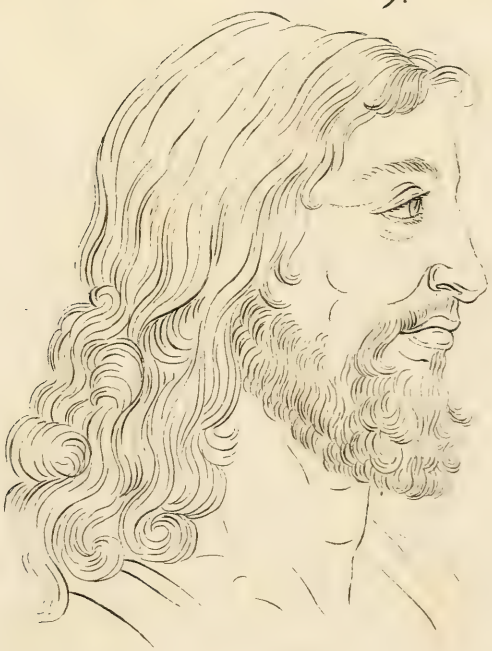
2.

1.

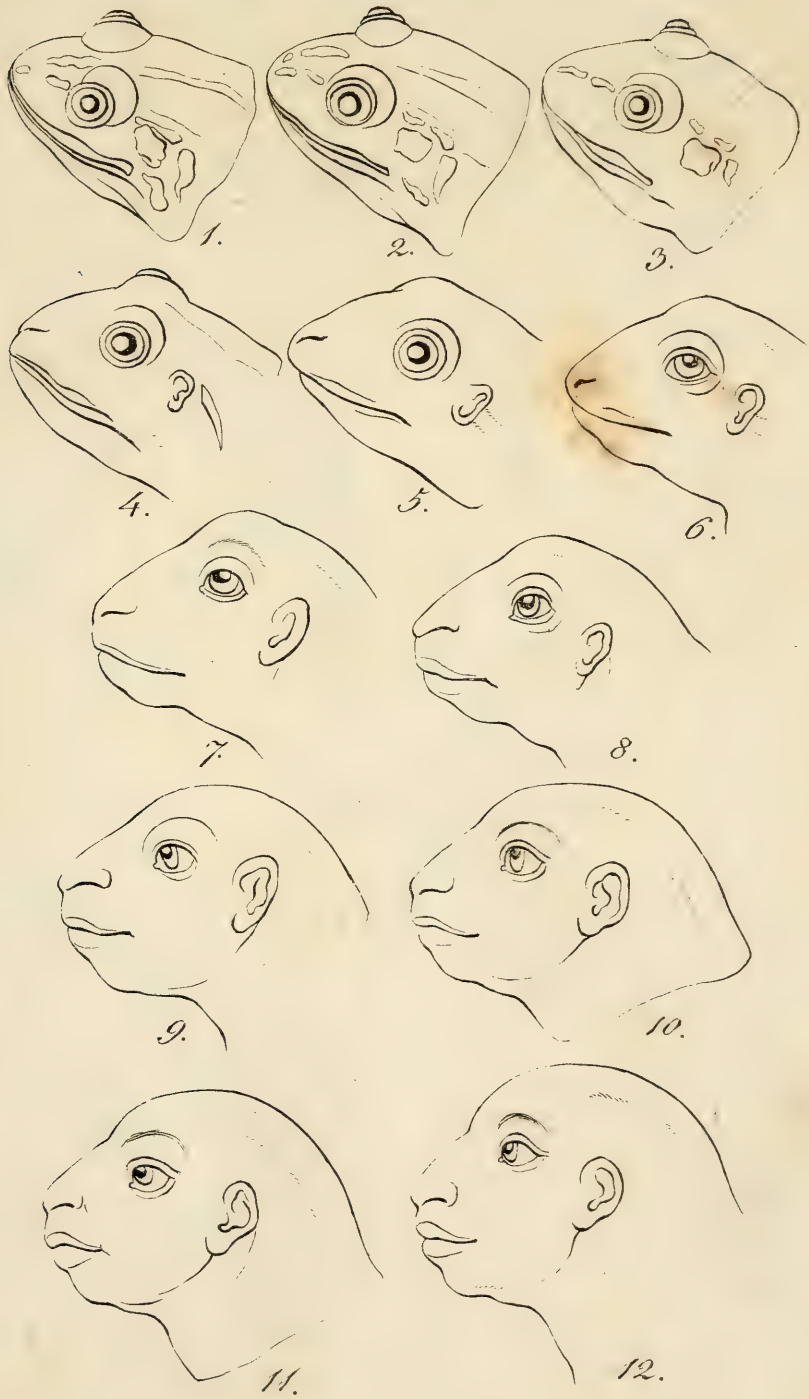
2.


1.
2.
3.

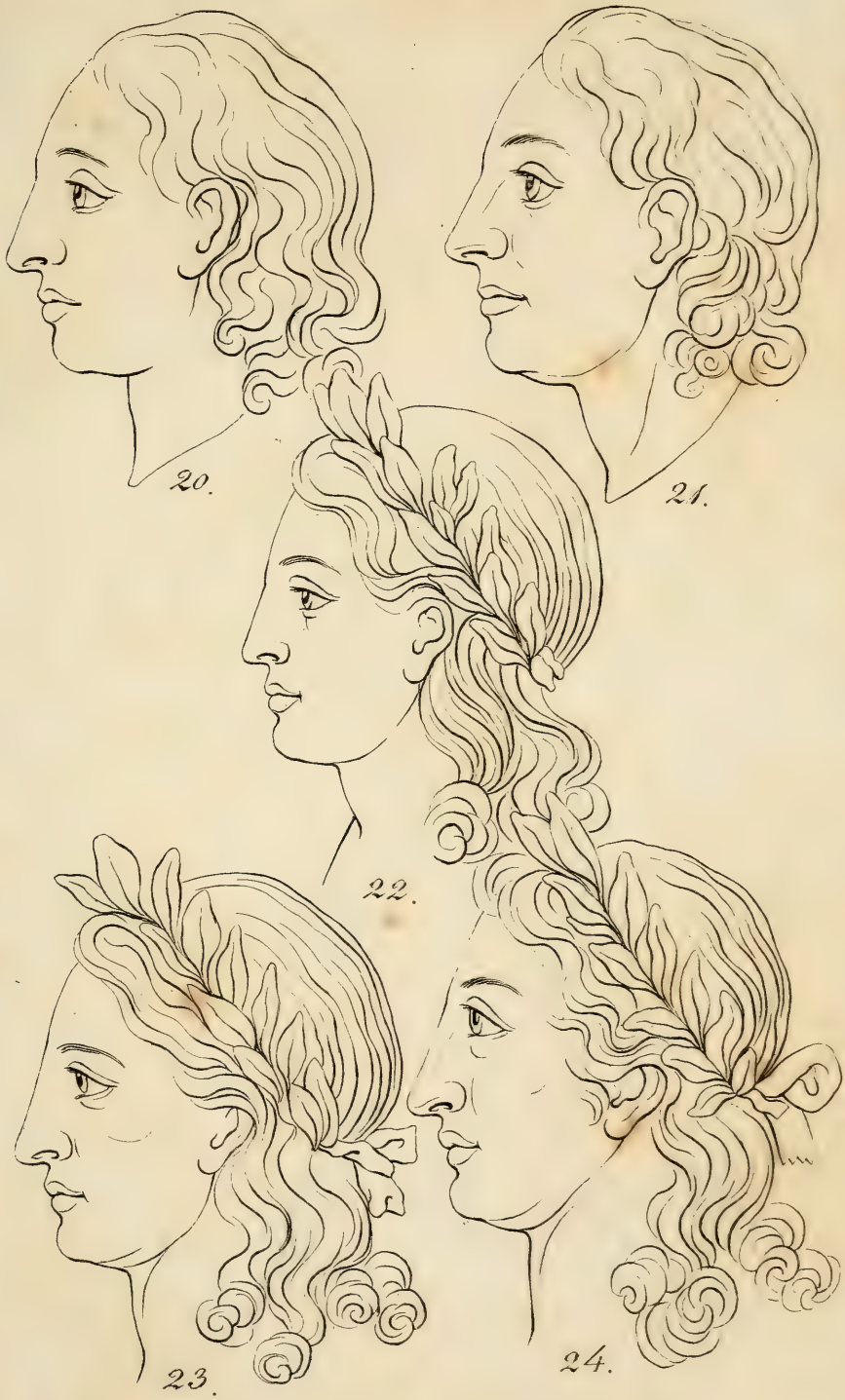
1.



2.


1.
2.
3.
4.
5.
6.
7.
8.
9.
10.
11.
12.

13.
14.
15.
16.
17.
18.
19.


20.
21.
22.
23.
24.

COUNTWAY LIBRARY OF MEDICINE
BF
843
L3
1829 v.4
RARE BOOKS DEPARTMENT